

Kaukasische Post

Erleuchtet jeden Sonntag.

№ 19363
1875-1910

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop., hinter demselben, 8. u. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Mdivani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgeldern außerdem: bei Schröder, Ruffermannsche Niederlage auf dem Sande; in Stadilawlas; bei Frau Seidel, Apothekenwarenhandlung; in Nikolajewka bei Chassaw-Turt; bei Gebr. Tiwa, Buchhandlung; in Chassaw-Turt; bei T. Holzke; Anapa: S. Buch; in Riga: Buchhandlung E. Brühns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort anständig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegengenommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. West & Co. in Moskau, Masnigaja, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morokaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Kasanenstraße 72/73.

№. 50

Sonntag, den 1. (14.) Juni 1908.

2. Jahrgang.

Inhalt: 1) „Baseler oder Dorpatenser?“ (Schluß); 2) Politische Rundschau (In- und Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien; 5) Die Lage in Indien; 6) Vom Deutschtum in Amerika; 7) Die Feindschaft Chinas gegen Japan; 8) Küche und Haus, Gef. und Erziehung („Abwehrtätigkeit des Organismus gegen Infektionen“); 9) Literatur und Kunst („Waro“ 7. Forts.); 10) Aus aller Welt; 11) Kirchl. Nachrichten; 12) Lustige Ecke; 13) Briefkasten der Redaktion; 14) Witterungsüberblick.

„Baseler oder Dorpatenser?“

Erwidernng von Pastor Christoph Beeremann in Strelna bei (St. Petersburg).

(Schluß.)

Für die streng sachlichen und lichtvollen Erläuterungen des Herrn Oberpastors in Nummer 45 der „Kauf. Post“ danke ich herzlich. Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß ich nicht auf die 73 Fragen als das Schwierige bei der Konfirmation hingewiesen habe, sondern auf das zu frühe Konfirmationsalter. Ich weiß sehr wohl, daß dieses Alter dadurch bedingt ist, daß die Konfirmation den Abschluß des Schulbesuchs bildet. Wenn erst die Kinder in größerer Zahl Mittelschulen besuchen, dann ergibt es sich von selbst, daß die Konfirmation auf eine höhere und reifere Altersstufe verlegt wird. — Was nun endlich den in unqualifizierbarem Ton gehaltenen Herzenserguß eines Ungenannten unter dem Titel „Was dr Hannes 'faget hot“ anbelangt, so befremdet mich dieser Ausfall nicht. Wo sich geistiges Leben zu regen beginnt, und der einzelne sich darauf bekennt, daß er auch berechtigt ist, ein Erzeugnis seines Geistes in einer Zeitung erscheinen zu lassen, da macht man je und je die Erfahrung, daß manche der auf den Plan tretenden Talente sich in Sottisen, Gehässigkeiten etc. gefallen. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung und erklärt sich aus einer gewissen Unbeholfenheit und Unkultur, und darf die Mitarbeiter der „Kauf. Post“, die ernst genommen sein wollen, nicht erbittern, sowenig Helenendorf sich dadurch entnütigen lassen darf, daß die schönen Bestrebungen dieser Kolonie auf dem Schulgebiet gehässigen Angriffen der Unverständigen, die noch nichts von einer Solidarität der Interessen wissen, ausgesetzt sind. Die „Kauf. Post“ wird an der Last solcher Artikelschreiber, wie der Verfasser des

in Nummer 45, S. S. 16 und 17, gegen meinen Artikel gerichteten Aufzuges es ist, manches Jahr zu tragen haben, bis sie einen genügend großen Kreis von Lesern um sich gesammelt hat, deren gesundes Empfinden sie soweit stützt und trägt, daß sie ihre Spalten einer im Casseton gehaltenen Polemik einfach verschließen kann. — Ich habe mich über den Herzenserguß des Unbekannten gefreut und zwar aus folgenden Gründen: Erstens ersehe ich aus ihm, daß die steigende Klut des Lebens dem Verfasser auf den Hof gerollt ist und den Unbekannten mit sich fortgerissen hat. Er gehört bereits zur Gefolgschaft der „Kauf. Post“. Zwar folgt er, wie es schlaftrunkenen Leuten in der frischen, scharfen Morgenluft geht, schwerfällig und Hobbig, unwirksam und verdrücklich und sucht seine Verlegenheit durch Selbstironie und einige übelangebrachte Späße zu bemänteln, aber er folgt! Ferner merk' ich, daß er meinen Artikel wirklich gelesen hat, und daß dieser in ihm mancherlei Gedanken und Empfindungen wachgerufen hat. Es wogt und gärt verheißungsvoll in ihm. Endlich hat dieser Herzenserguß den Beleg erbracht, daß mein Artikel nicht über die Köpfe weggegangen ist, sondern ins Schwarze getroffen hat. Der ungenannte Verfasser hat sich gedrunken gefühlt, sich selbst als persönlichen Beweis dafür hinzustellen, daß das derbe Wort Luthers, das ich als bekannt voraussetzen darf, das Wort nämlich von dem, der schreit, weil er getroffen worden ist, noch heute seine volle Geltung hat.

Zu dem weil. Pastor v. B. kam einmal nach dem Gottesdienst einer und beklagte sich, daß der Pastor mit seiner Predigt gerade ihn gemeint und öffentlich bloßgestellt habe. B. antwortete: „Mein Lieber, wie kann ich Sie gemeint und bloßgestellt haben, da ich Sie gar nicht kenne und heute zum ersten

mal sehe. Da Sie aber in der Predigt, die ich gehalten habe, einen Kod sehen, der nach Ihrem eigenen Geständnis Ihnen gerade auf den Leib zugeschnitten ist, so tragen Sie ihn nur.“ Mit diesem Wort meines verstorbenen Amtsbruders nehme ich von dem tapferen Ungenannten Abschied. Zugleich erkläre ich, daß ich meinerseits die Debatte über den Artikel „Baseler oder Dorpatener?“ für abgeschlossen ansehe und in dieser Frage weder zur Abwehr noch zum Angriff noch zur Erläuterung das Wort ergreifen werde.

Politische Rundschau.

Inland.

Zur äußern Lage. Der Besuch des Königs Eduard VII in Rußland hat im englischen Parlament zu einer Auseinandersetzung zwischen der Arbeiterpartei und den Regierungsvertretern geführt, insofern jene nämlich gegen den offiziellen Charakter des Besuchs Einsprache erhob, allerdings ohne zugleich auch den privaten Ausdruck intimer verwandtschaftlicher Beziehungen der beiden Herrscherfamilien zu einander zu bemängeln. Nach Ansicht der genannten Partei sei das Verhalten der Regierung in Rußland zum russischen Volke doch immer bei weitem nicht derartig, daß es angebracht erchiene, englischerseits dasselbe durch einen offiziellen Besuch des Königs gewissermaßen zu billigen. Läge solches auch nicht in den Absichten des Königs, so wäre es dennoch Pflicht der verantwortlichen Ratgeber der Krone gewesen, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen auch schon der Schein nicht erweckt werden dürfte, als sei die öffentliche Meinung in England auf Seiten der russischen Regierung. Die Reise des Königs hätte am besten ganz unterbleiben sollen. Diesen Einwendungen widerspach der Minister des Äußern Grey aufs nachdrücklichste. Die Zeiten hätten sich seit 1905 bedeutend geändert. Was damals unmöglich schien, sei heute zur Notwendigkeit geworden. Zwischen Rußland und England beständen gegenwärtig derartige Beziehungen, daß König Eduard VII den russischen Hof geradezu fränken würde, wollte er S. M. dem Kaiser von Rußland auch heute nicht den Besuch erwidern, den Seine Majestät nach Seiner Thronbesteigung England abstattete. Die Mehrheit des russischen Volks, d. h. die gemäßigten Liberalen hätten auch gegen den Besuch des Königs Eduard VII in Rußland nicht nur nichts einzuwenden, sondern begrüßten ihn mit einmütiger Freude. Auch sei die Monarchenbegegnung aus politischen Gründen durchaus wünschenswert. Das Kabinett habe daher nicht umhin gekonnt, den König zu dem Besuch in Rußland ausdrücklich zuzurufen. Wenn das hohe Haus das Vorgehen des Minister nicht billige, so seien sie bereit zurückzutreten. Nach darauf folgender längerer Debatte wurde der auf die Verhinderung des Besuchs abzielende Antrag der Arbeiterpartei mit erdrückender Majorität abgelehnt. — Der „Standard“ und mit ihm der größte Teil der englischen Presse sprechen die Vermutung aus, daß die Entrevue hauptsächlich bezwecke, die mazedonische Frage ihrer Lösung näher zu bringen. Der Umstand allein schon, daß die Minister der Marine und des Krieges den König begleiten, jowie der Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen, deute darauf hin, daß jetzt ein bestimmter Plan für das gemeinschaftliche Vorgehen Englands und Rußlands in dieser Angele-

heit näher ausgearbeitet werden soll. — Die „Newspapers“ will außerdem von best unterrichteter Seite erfahren haben, daß beim Besuch des Präsidenten der franz. Republik Fallières in London mit dem Minister des Äußern Pichon insbesondere die mazedonische Frage erörtert worden sei, sodaß man die sich anbahnende englisch-russisch-französische Entente namentlich auf sie zu beziehen allen Grund habe. — Mittlerweile ist auch die Erklärung der englischen Regierung auf die russischen Reformvorschläge für Mazedonien erfolgt und zwar in durchaus befriedigendem Sinne. Das russische Projekt wird in den Grundzügen gutgeheißen; die englischerseits gemachten Aussetzungen betreffen bloß die nähere Ausführung des Programms.

Die Monarchenbegegnung ist am 27. Mai auf hoher See bei Reval erfolgt. Die Allerhöchsten Herrschaften verließen am Vorabend Neu-Peterhof und bezogen sich in einem Sonderzuge nach Reval. Die Kaiserlichen Majestäten werden von Allerhöchst Deren Kindern, S. K. G. dem Großfürsten Michail Alexandrowitsch, dem Prinzen von Oldenburg, der Königin von Griechenland, der Allerhöchsten Suite, dem Minister und der Minister des Hofes, dem Palaiskommandanten und zahlreichen anderen Würdenträgern begleitet. Nach Reval hatten sich zuvor schon auch noch der Premierminister Stolypin, der Marineminister und der Minister des Auswärtigen begeben. Auf der See bei Reval waren am frühen Morgen des 26. Mai die kaiserlichen Nachten „Standard“, „Polarstern“, „Zarewna“ und der Kreuzer „Asia“, konvoiert von 26 Torpedobooten, eingetroffen. Das Linienschiff „Alexander II“ und der Kreuzer „Rossija“ waren dem hohen Besuch bis nach Baltischport entgegengefahren. Die Stadt Reval prangte im Festschmuck, desgleichen hatten alle Schiffe im Hafen geslaggt. Das Nähere über die Monarchenbegegnung werden wir in der nächsten Nummer mitteilen.

In türkischen Regierungskreisen macht sich angesichts der jüngsten Ereignisse eine nicht unbedeutende Unruhe bemerkbar, denn man begreift hier, daß bald die Entscheidung fallen werde, die man, gestützt auf die Uneinigkeit der Großmächte, noch eine Zeitlang hinausschieben zu können hoffte. — In Mazedonien selbst bereiten sich inzwischen Dinge vor, welche für die gesamte Reformaktion verhängnisvoll werden dürften: die griechischen und serbischen Komitees haben nämlich beschlossen, gegen die bulgarischen Vanden gemeinschaftlich vorzugehen! Da die Komitees aber von ihren Stammländern, wenn auch nur geheim, unterstützt werden, so bedeutet diese Vereinbarung neue Nahrung für die ohnehin nur mit Mühe niedergehaltene Feindschaft zwischen den Brudervölkern der Bulgaren und Serben, plus Griechenland.

Von der russisch-persischen Grenze verlautet, daß hier seit Wochen schon kein Schuß gefallen sei! Der Schah soll alles anbieten, um den russischen Forderungen zu genügen. Die unbedeutende Geldentschädigung will der Schah sogar aus seiner Privatkassette hergeben. Ob es ihm aber gelingen wird, auch die Bestrafung der schuldigen Grenzstämme, gemäß dem Ultimatum, durchzusetzen, bleibt fraglich.

Zur innern Lage. Der Allerhöchste Hof ist nach Neu-Peterhof übergesiedelt, dem Sommerfisch Ihrer Majestäten, weshalb auch hier und nicht in Zarstkoje Selo Vorbereitungen zum Empfang der englischen Königsfamilie getroffen wurden.

Allerhöchst ist eine Verordnung erlassen worden,



durch welche die Oberleitung unserer Flotte, in deren Reihbeständen, d. h. des baltischen, des Schwarzmeer- und des Stillen-Ozean's-Geschwaders neu geregelt wird. Durch eine strengere Zusammenziehung der Verwaltung in der Hand je eines Oberkommandierenden der einzelnen Flottenabteilungen, die ihrerseits natürlich vor dem Marineminister die Verantwortung tragen, hofft man, in Zukunft Mißbräuchen zu begegnen, wie sie als üble Folge einer zu großen Dezentralisation der Aufsicht über die Flotte, namentlich während des russisch-japanischen Krieges zutage getreten sind und die Vernichtung des größeren Teils derselben bei Port-Arthur und in der Meerenge Tschusima mit-herbeigeführt haben. Diese Verordnung ist als der erste bedeutendere Schritt zur Reorganisation unseres Marinewesens wohl zu beachten.

Ob die Stellungnahme der Reichsduma zu den Anfragen betreffs des großen Brandes auf der zum Marinereffort gehörigen Obuchow'schen Fabrik und des nach dem russisch-japanischen Kriege bei der Firma Bickers in England bestellten Kreuzers „Njuri“, die in den Sitzungen vom 20. und 23. Mai verhandelt wurden, dazu beigetragen haben mag, daß diese Verordnung erschienen ist, entzieht sich unserer Beurteilung. Doch dürfte ein Zusammenhang zwischen dem Verhalten der Duma zu den Marinenanangelegenheiten und diesem allerjüngsten Regierungsakt kaum in Abrede zu nehmen sein. Denn der Etat des Marineministeriums für 1908, mit der Forderung von mehr als 11 Millionen zum Bau von 4 neuen Panzerschiffen, stand in der Duma gerade zur Beratung (23. und 24. Mai). Die Regierung mußte sich natürlich sagen, daß wenn die Mehrheit der Volksvertreter gegen ihre Absichten ist, auch die öffentliche Meinung des Landes gegen die bisherige Verwaltung im Marinereffort protestiere und den beanspruchten Flottenkredit schwerlich billigen werde, wenn die Regierung nicht bewiese, daß sie wohl die Absicht habe, Mißstände zu beseitigen, die dem russischen Volke zu offenbarem Schaden gereichen. Die Debatten über die beiden erwähnten Interpellationen sowie über den beanspruchten Flottenkredit waren sehr ernst. Die Erklärungen des Marineministers-Gehilfen Bostrom bzw. des Premierministers Stolypin befriedigten die Mehrheit des Hauses keineswegs. Die Abstimmung ergab im Falle mit der Obuchow'schen Fabrik die Notwendigkeit der Einsetzung einer Regierungskommission zur genauen Untersuchung der Ursachen des Großfeuers und zur Abstellung etwa noch nicht aufgedeckter grober Mängel, die eine erneute Störung des Betriebes auf der Fabrik befürchten ließen; im zweiten Falle — mit dem „Njuri“ — das Verlangen, die Regierung möge die ganze Angelegenheit einer nochmaligen Prüfung unterziehen und die Schuldigen zur gerichtlichen Verantwortung ziehen. Die Einzelheiten beider Anfragen an dieser Stelle zu erweitern ist wegen Raummangel nicht möglich; wer sich für dieselben interessiert, möge sich gefälligst in der Tagespresse darüber orientieren. Im dritten Falle, dem beanspruchten Flottenkredit, wurde der Regierungsantrag mit 194 gegen 78 Stimmen abgelehnt.

Die Landverteidigungskommission der Reichsduma hat die Zurechtstellung des Marineministeriums in Sachen der „Brutus“-Artikel der „Now. Wremja“, über die wir seinerzeit kurz berichteten, für ungenügend erklärt, da durch sie die vom General-Major a. D. Alexejew gegen das genannte Ressort erhobenen Anschul-

digungen nicht nur widerlegt, sondern, im Gegenteile, bestätigt worden seien. Das war gewissermaßen die Bestätigung zu der am 24. Mai erfolgten Ablehnung des Flottenkredits. — Daß aber wegen dieser Entscheidung die Duma aufgelöst werden könnte, ist nach dem Dafürhalten des größten Teils der russischen Presse ausgeschlossen. — Der „Golos Moskwa“ behauptet sogar, von bestunterrichteter Seite in Erfahrung gebracht zu haben, daß der zum Bau der 4 Panzer erforderliche Kredit trotz des Dumavotums bewilligt werden würde, was den Grundgesetzen auch nicht direkt widerspräche, da in Angelegenheiten des Landheers und der Marine der Allerhöchste Wille allein entscheidet.

In der Sitzung der Reichsduma vom 26. Mai wurde der Abgeordnete vom Gouv. Tiflis Tschcheidse wegen Verhöhnung der Bilderverehrung in der orthodoxen Kirche laut Mehrheitsbeschluß von der Teilnahme an den nächsten 15 Sitzungen ausgeschlossen. Seine Parteigenossen, die sozialdemokratische Fraktion, verließ daraufhin ostentativ den Sitzungssaal, von Schmähreden der Rechten begleitet.

Der Hauptverwaltende des Ressorts für Landorganisation und Landwirtschaft Fürst Wassiltschikow ist laut Gesuch dieser Stellung enthoben worden, mit Belassung im Amte eines Reichsratsmitgliedes und der Stallmeisterwürde. Zu seinem Nachfolger ist Allerhöchst ernannt worden — das Mitglied des Reichsrats, Gehilfe des Finanzministers, bisheriger Dirigent der der Adels- und Bauern-Agrarbanken Wirkl. Staatsrat Kriwoschein. — Die Hauptverwaltung soll wieder in ein Ministerium („Министерство Землеустройства“) umgewandelt werden und sollen dementsprechend auch die örtlichen Domänenverwaltungen reorganisiert werden. Ein diesbezügliches Projekt hat bereits den Ministerrat passiert und gelangt in nächster Zeit an die gesetzgeberischen Institutionen: Reichsduma und Reichsrat.

Die russische Presse beschäftigt sich viel mit dem sogenannten „Neo-Slavismus“: dem Bestreben der Slaven, sich auf kultureller Basis zusammenzuschließen. In Prag wird zum Herbst eine vorbereitende Versammlung von Slaven aller Länder stattfinden, dem ein Kongreß folgen soll, der das Kulturprogramm feststellen wird, von dessen Erfüllung die Slaven so große Erfolge erwarten. Drei Herren aus Österreich machten jüngst der Residenz und den polnischen Brüdern in Warschau ihre Aufmerksamkeit, wobei sie in ganz hervorragender Weise ausgezeichnet wurden. Das Unmögliche wird möglich: die Polen schließen einen Bund mit den Russen, die Verbrüderung unter den Slaven wird allgemein. — Die russisch-deutsche Presse ist der Ansicht, daß der slavische Kulturverein eines politischen Beigeschmacks kaum entbehren werde und zwar würde er gegen das Deutschtum wirken; darauf deuteten bereits gewisse Vorgänge beim Empfang der österreichischen Abgeordneten in St. Petersburg und namentlich in Warschau hin. — Die baltische Presse fürchtet die Wiederkehr der Zeiten von 1881—1905, d. h. daß man aufs neue mit der „Russifikation“ der Ostsee-Provinzen beginnen werde.

Finland. Allerhöchst ist verfügt worden, daß in Zukunft sämtliche finnländische Gesetzprojekte, eierlei ob sie vom Landtag, dem Minister-Staatssekretär für Finland, dem finnl. General-Gouverneur oder sonst von zuständiger Seite ausgehen, ehe sie S. M. dem Kaiser zur Bestätigung unterbreitet werden, zuvor dem Premierminister, zur Durchsicht im Ministerrat, zu-



gestellt werden sollen, damit letzterer in all den Angelegenheiten, welche die gemeinschaftlichen Interessen Finnlands und des übrigen russischen Reichs betreffen, sein Gutachten abgeben könnte. Ohne dieses dürfen keine Vorstellungen des angebotenen Inhalts an S. M. den Kaiser gelangen. Nach erfolgter Allerhöchster Bestätigung müssen Abschriften der neuen Gesetze und Verordnungen durch den Minister-Staatssekretär für Finnland dem Premierminister unverzüglich zugestellt werden, desgleichen die Originalberichte mit der kaiserlichen eigenhändigen Aufschrift bzw. Unterschrift oder der Allerhöchsten Resolution. Damit wäre denn zugleich auch der Modus festgestellt, nach welchem die Beziehungen Finnlands zu Rußland in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten geregelt werden sollen.

Ausland.

Deutschland. In den reichsdeutschen Blättern wurde in letzter Zeit schon mehrfach eine Erhöhung der königlich-preussischen Zivilliste angekündigt und sind auch bereits diesbezügliche Besprechungen zwischen dem Oberhofmarschallamt und dem Ministerium des Innern eingeleitet worden. Der Kaiser soll allerdings für sich und seine Familie eine Erhöhung der Apanage abgelehnt haben. Die Steigerung der Kosten der Lebensführung macht sich eben auch im kaiserlichen Haushalt und bei der gesamten Hofhaltung bemerkbar, weshalb man wenigstens die Gehälter aller Beamten, die von der Krone besoldet werden, erhöhen zu müssen meint. Zurzeit erhält der König von Preußen eine Apanage von 15'719 206 M., von der er sämtliche Bedürfnisse seines Hauses und aller preussischen Prinzen und Prinzessinnen, also auch die seiner verheirateten und unverheirateten Kinder bestreiten muß. Als Kaiser Wilhelm II zur Regierung kam, betrug seine Apanage nur 12 1/2 Millionen. Kaiser Wilhelm I bezog bis 1868 nur 9'200 000 M., die preussischen Könige vor 1860 sogar nur 7'700 000 M.

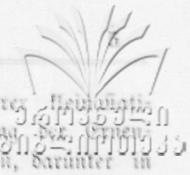
Oesterreich-Ungarn. Kaiser Franz Josef hat am 30./17. Mai in der Hofburg in allgemeiner Kundigungsaudienz die gesamte österreichisch-ungarische Generalität empfangen, etwa dreihundert Generale und sämtliche Admirale, unter Führung Montecucolis.

Auf den Universitäten Innsbruck, Graz und Wien ist es in letzter Zeit wiederholt zu bestigen Zusammenstößen zwischen klerikalen und antiklerikalen Elementen innerhalb der Studentenschaft gekommen, hauptsächlich ausgelöst durch die modernistische Strömung in der katholischen Welt und deren Bekämpfung durch die Kirche. In Steiermark und Tirol hat die Geistlichkeit sogar die strenggläubige Landbevölkerung mobilisiert und Bauernhaufen nach Graz und Innsbruck geleitet, um durch handgreifliche Kundgebungen vor den Universitäten den liberalen Professoren und Studenten entgegenzutreten. Die „Deutsche Zeitung“ (in Berlin) schreibt hierzu u. a.: „Wer in diesem Konflikt Unrecht hat, ist klar. Mögen die freiheitlichen und farbentragenden Studenten selbst Unrecht haben und allzu monopolistisch auftreten — was aber geht die völlig unzuständigen Bauern in Tirol und der Steiermark dieser häusliche akademische Streit an? Er geht sie etwas an, weil die Klerikalen die Aufhetzung seit langem inszeniert und die Kriegszüge in die Städte, die Freibeutereien in den Frieden der akademischen Wula vorbereitet haben. Das eine erscheint uns direkt als lächerlich, wenn die Christlich-So-

zialen im Wiener Reichsrat unter Luegers Führung die jüdischen Studenten anklagen und die „jüdischen Studenten“ Drahtzieher hinstellen, wo sie doch selbst die Kriegsfahne entfaltet haben: Der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger hat schon vor längerer Zeit den Kampf gegen die Universitäten angekündigt. Sein Wort wurde mehrmals abgelehnt und anders ausgedeutet; aber jetzt erkennt man, daß er den „Krieg“ wirklich gewollt hat. Seitdem die christlich-soziale Partei die stärkste im Reichsrat geworden ist und einen Teil der Alt-Klerikalen in ihren Schoß aufgenommen hat, neigt man halt zu entschlossener klerikaler Machtpolitik. Es ist jammer schade! Wie fürchten weniger für die Freiheit der Wissenschaft in Oesterreich; die wird sich schon durchsetzen. Aber die Gemeinbürgerschaft der deutschen Parteien liegt wieder einmal in Scherben. Und in wie unerhörter Weise wird dadurch das ganze Staatsleben beunruhigt. Die Rektoren von Wien und Graz sollen entfernt werden; ebenso der deutsch-fortschrittliche Unterrichtsminister Marchel! Haben die Christlich-Sozialen ein Recht zu solchen Gewaltthaten? Ist das die würdige Nachfeier des Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs? — In Wien fand eine Versammlung der Wiener fortschrittlichen Studentenvereine statt in der ein engerer Zusammenschluß der freiheitlichen Studentengruppen in die Wege geleitet und das „Vertrauensmännerkomitee der freiheitlichen Studentenschaft Wiens“ gebildet wurde. An der konstituierenden Sitzung beteiligten sich die Vertreter der nationalfreiheitlichen Vereine und Korporationen, die Vertreter von den nichtdeutschen freiheitlichen Vereinen, die Delegierten der Tschechen, Kroaten, Russen und Italiener. Die Ruthenen und Slowenen werden sich, entsprechend den von ihren Vereinen abgegebenen Erklärungen, gleichfalls anschließen. Der „Neuen Freien Presse“ zufolge wurden einstimmig folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Einmütiges Vorgehen in der Verteidigung der akademischen Freiheit und im Kampfe gegen den vordringenden Klerikalismus; 2) Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auf akademischem Boden; 3) Veranlassung der Bildung eines wirklich allgemeinen Hochschulausschusses.

In Galizien sind am 25./12. Mai blutige Zusammenstöße zwischen galizischen Bauern und Gendarmen vorgefallen. Der Krawall wurde in Czernikow bei Tarnopol dadurch herbeigeführt, daß Gendarmen eine Untersuchung wegen verbotenen Fischens gegen eine Anzahl Bauern führten. Als eine Frau, gegen die sich hauptsächlich die Untersuchung richtete, beim Verhör zu lärmeln begann, rotteten sich vor dem Gemeindeamte etwa dreißigtausend Bauern zusammen, die das Gebäude mit Steinen bewarfen. Als sich ein Gendarm am Fenster zeigte, feuerte ein Bauer einen Schuß auf ihn ab. Dies war für die Gendarmen das Zeichen, nun ihrerseits auf die Bauern zu feuern, wodurch fünf Bauern getötet und zwölf verwundet wurden. Von den Verwundeten sind nachträglich noch vier gestorben, so daß im ganzen also neun Personen den Kugeln der Gendarmen zum Opfer fielen. Natürlich herrscht ob dieser Vorfälle in Czernikow große Erbitterung unter den Bauern, die ausschließlich Ruthenen sind. Im österreichischen Abgeordnetenhaus machte sich eine große Erregung bemerkbar, als der ruthenische Abgeordnete Lewicki ein ihm zugegangenes Telegramm über die blutigen Vorfälle bekannt gab. Minister Wienert erklärte, sofort Erkundigungen einzuziehen zu wollen.

England. Eine Anzahl süddeutscher Bürgermei-



hier hat unlängst einen politischen Freundschafts- und Friedensbesuch in England gemacht. Sie wurden von der amtlichen Welt dort sehr liebenswürdig empfangen und die üblichen gegenseitigen Versicherungen, daß für England und Deutschland nebeneinander genug Platz an der Sonne sei, wurden ausgetauscht. Auch eine Gesellschaft deutscher Geistlicher und eine Abordnung weißbälglicher Eisenarbeiter haben in der Pfingstwoche England einen Besuch abgestattet, um die wieder freundlichere Annäherung beider Völker zu bekunden.

Frankreich. Präsident Fallières ist von seiner Englandreise nach Paris zurückgekehrt. Auf das etwas pathetische Abschiedstelegramm des Präsidenten, in welchem er sich für den warmen Empfang bedankt und hinzugefügt hatte, er werde ewig der Stunden gedenken, die er in England verbracht hat, erhielt er von König Eduard die etwas kühl klingende Antwort, er, der König, sei erfreut, daß es dem Präsidenten in England so gut gefallen habe und er wünsche ihm, gesund nach Hause zurückzukehren. Der vom „Temps“ gelegentlich des Präsidentenbesuches in London angeregte Gedanke, die Entente in eine Allianz zwischen England und Frankreich umzuwandeln, hat an den Ufern der Themse nicht das rechte Entgegenkommen gefunden. Viele der leitenden Blätter schweigen, wie die „Pet. Btg.“ referiert, die Sache überhaupt tot, und jene Blätter, wie z. B. der „Evening Standard“, die sich mit der Frage befassen, sagen: Eine Allianz gäbe dem Allierten ein gewisses Recht, sich in die inneren Angelegenheiten einzumischen, und eine solche Einmischung könne bei einem stolzen Inselvolke die Wirkung haben, die bestehende Freundschaft abzukühlen. Eine Allianz mit Frankreich würde auch ihre Spitze nur gegen eine gewisse Macht wenden, was nicht dazu beitragen könnte, die wünschenswerten freundschaftlichen Beziehungen Englands mit dieser zu fördern. Wenn es auch erfreulich sei, daß jetzt die Politik der freundschaftlichen Beziehungen mit allen Mächten zur Geltung gekommen sei, so habe doch die „glänzende Isolierung“ gewisse Vorteile geboten, da sie England vor Verwicklungen mit kontinentalen Mächten schirmte und vollständig freie Hand gab, was nur zur Erhöhung seines Einflusses und seines Machtwortes beitrug. Ententen aber seien für den Weltfrieden vorteilhafter und diese würden ohne eine Allianz besser gepflegt. Die „Daily Mail“ stellt sich so ziemlich auf denselben Standpunkt, mahnt aber die Regierung, darauf bedacht zu sein, die herrschende Stellung der britischen Flotte und damit die Oberherrschaft zur See zu wahren.

Türkei. In einer Denkschrift des armenisch-gregorianischen Patriarchen Ormanian an das türkische Justiz- und Kultusministerium über die Bedrückung der Armenier wird, wie man der „Pol. Korr.“ aus Konstantinopel berichtet, ein viel heftigerer Ton angeschlagen als in derartigen früheren Beschwerden des geistlichen Oberhauptes der Armenier. Mjse. Ormanian erhebt die schärfsten Anklagen gegen die Behörden in Kleinasien, sowie gegen die Konstantinopeler Polizei. Er betreibt die Angelegenheit mit großem Eifer und hat Abschriften des Memorandums sämtlichen Mitgliedern der türkischen Regierung übermittelt. Die erhobenen Beschwerden betreffen die willkürliche Einziehung armenischer Kirchengüter seitens der Behörden; die Schwierigkeiten, die den Reisen von Armeniern im Innern des Reichs in den Weg gelegt und durch welche die armenischen Kaufleute zugrunde gerichtet werden; die Verfolgungen, denen die Armenier wegen der Steuerzahlungen

ausgesetzt sind; die unter den Armeniern mehrere heimatlicher Gegenden herrschende Not; die Nichtzulassung der Ernennung armenischer Bischöfe in mehreren Provinzen, darunter in Konia und Kastamuni, sowie eine Reihe anderer Angelegenheiten.

Marokko. Die französische Regierung hat den Beschluß gefaßt, die militärischen Aktionen in Marokko einzuschränken. General d'Amade ist telegraphisch angewiesen worden, von jedem weiteren Vordringen abzuleben und die Operationen so zu führen, daß der allmähliche Rückzug auf Casablanca ermöglicht wird. Die Botschafter der französischen Republik im Auslande haben den Auftrag erhalten, den Regierungen von dem Inhalte dieser Anweisungen Mitteilungen zu machen. — In offiziellen französischen Blättern, wie dem „Petit Parisien“, wird angedeutet, daß Frankreich bereit sei, sich auch mit dem Gegenkultan Mulai Hafid gut zu stellen, sobald dieser sich als wirklicher Herr der Lage erweist. Schon am 27. Januar habe Minister Ribon in der Kammer erklärt, wenn der bisherige Marokko-Sultan Abdul Wis unterliege, werde Frankreich mit dessen erfolgreichem Nachfolger unterhandeln. Heute hat Mulay Hafid bereits die zweite und dritte Hauptstadt Marokkos besetzt und jeden Augenblick kann auch die erste in seine Hand fallen.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

Er mordung Seiner Eminenz des Erarchen von Georgien.

Am 28. Mai, um die Mittagszeit, verbreitete sich in Tiflis das erschütternde Gerücht von der Ermordung Seiner Eminenz des Erarchen von Georgien, Nikon. Anfangs wollte man diesem Gerücht keinen Glauben schenken, aber bald wurde es zur traurigen Gewißheit, daß Seine Eminenz im Treppenhause des geor.-imeretnischen Synodalkontors von bis jetzt unbekannt gebliebenen Missetätern erschossen worden ist. Seine Eminenz wurde von mehreren Kugeln durchbohrt und hauchte, nachdem er in seine Wohnung getragen worden war, mit den Worten: „Gott, vergieb ihnen!“ seinen Geist aus.

Die Verbrecher entflohen. Als die Trauerkunde in der Stadt bekannt geworden war, wurden alle Kaufläden geschlossen. Auch sind auf Anordnung des Herrn Statthalters alle theatralischen Vorstellungen und öffentlichen Belustigungen bis auf weiteres untersagt.

Tiflis. Sonntag am 25. Mai fand eine ziemlich stark besuchte Versammlung der Tifliser ev.-luth. Gemeinde statt. In derselben wurde die vom Kirchenrat vorgeschlagene Übertragung der 3 mobilienversicherung aus der Gesellschaft „Madeshba“ in die „Russische Versicherungsgesellschaft“ genehmigt und beschlossen, in Zukunft auch das Mobiliar der Kirche und Schule zu versichern. Bestätigt wurden ferner die Reparaturausgaben für das vor der Kirche hinlaufende Trottoir



wie auch die Obergrenzfunktion für die Lehrer. Das vom Kirchenrat vorgelegte und auch in der „Kauf. Post“ schon besprochene Bauprojekt bildete den eigentlichen Mittelpunkt der teilweise ziemlich heftigen Debatten, die aber erfolglos verliefen, weil von einer Annäherung beider Parteien (der Fürsprecher und Gegner) zu einander keine Rede war. Man sah wieder einmal deutlich, daß die Mehrheit des früheren Kirchenrates und seines Anhangs von Versöhnlichkeit nichts wissen will. Man sah auch, daß den abgetretenen Ratsherren mehr an Personen als an der Sache liegt, daß sie für ein Zusammenarbeiten mit dem neuen Kirchenrat der Sache zu Liebe nicht zu haben sind und daß ihr gekränkter Ehrgeiz auf lange hinaus der rassende und knarrende Hemmschuh für ein ersprießliches Zusammenwirken der ganzen Gemeinde sein wird. Diese Erscheinung ist betrübend, aber leider sehr wahr und doch dürfte sie, falls sie nicht schwindet, ihren Urhebern mehr schaden als nützen, denn die Gemeinde müßte bald zur Überzeugung gelangen, daß ihnen der persönliche Ehrgeiz weit mehr am Herzen lag und liegt als das Wohl der Gemeinde.

Die Abstimmung in Sachen des Bauprojektes wurde bis zur nächsten, in 2 Wochen stattfindenden Gemeindeversammlung aufgeschoben. An dem vom Kirchenrat eingebrachten Bauplan ist gewiß manches auszusetzen, aber es kann nicht geleugnet werden, daß der neue Kirchenrat energisch für die Aufbesserung unserer, vom alten Kirchenrat im Laufe vieler Jahre so arg vernachlässigten Schule eintritt. Dieses sein Bestreben sichert ihm die aufrichtigste Sympathie aller einsichtsvollen Gemeindeglieder und zugleich die Aussicht auf die Unterstützung einer immer mehr wachsenden Gefolgschaft.

— Einem Spezialtelegramm des „Tifl. List.“ zufolge, ist in der Reichsduma eine von 50 rechten Abgeordneten unterzeichnete Anfrage an die Regierung betr. der revolutionären Vorgänge in den Mittelschulen Tiflis, Kutais und Batums eingebracht worden. Dieses ist die dritte Interpellation bezüglich des Kaukasus. Alle 3 Anfragen sollen jedoch erst zum Herbst dieses Jahres beantwortet werden.

— Spielplätze für Kinder. Wie schon früher mitgeteilt, hat sich der Kurator des kaukasischen Lehrbezirks an die Stadtverwaltung mit dem Ersuchen gewandt, in verschiedenen Stadtteilen, unter anderem auch im 1. Bezirk, freie Plätze für Kinderspiele anzuweisen zu wollen. Da die Stadt jedoch in diesem überhaupt kein disponibles Land besitzt, so hat sie ihrerseits an den Erarchen von Gruzien die Bitte gerichtet, den außer Gebrauch gesetzten Wera-Kirchhof zu genanntem Zweck überlassen zu wollen, wobei natürlich der betreffende Platz wieder der Stadtverwaltung unterstellt werden würde.

— Am 21. Mai hielt die Valneologische Kommission eine Beratung ab, in welcher der Vorsitzende, Dr. Lunzewitsch, über das von der kaukasischen Medizinischen Gesellschaft abgegebene Gutachten bezüglich der Gründung eines Kurorts hier selbst berichtete. Die Kommission erklärte sich mit der Meinung der Medizinischen Gesellschaft einverstanden. Ingenieur Kognowiski wies auf die große Rentabilität einiger Kurorte im Auslande hin. Auch sprach sich die Kommission dahin aus, daß die für den Kurort vorgesehene und durch Enteignung zu erwerbende Fläche Landes bis zur Kura erweitert werden sollte. Behufs Feststellung von Maßregeln, welche zur Verwirk-

lichung des Planes zu ergreifen wären, wurde eine zeitliche Subkommission gewählt. Bei der Energie, welche Dr. Lunzewitsch bis jetzt an den Tag gelegt hat, ist zu hoffen, daß wir einer baldigen glücklichen Lösung dieser für unsere Stadt so überaus wichtigen Frage entgegensehen dürfen.

— Am 25. d. M. wählten die einzelnen armenischen Kirchengemeinden der Stadt Tiflis je 3 Bevollmächtigte, welche zusammen einen Delegierten für die in Konstantinopel demnächst bevorstehende Wahl eines neuen Katholikos aller Armenier zu bestimmen haben.

— Am 22. Mai feierte Herr Kalweit, der Gründer der hiesigen Baptisten-Gemeinde, das 50-jährige Jubiläum seiner geistlichen Tätigkeit. Herr Kalweit kam im Jahre 1862 als der erste Baptiste nach Tiflis. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag war er unermüdet bestrebt, die baptistische Lehre am Ort zu verbreiten—und nicht ohne Erfolg. Seine ersten Anhänger fand er unter den hiesigen Deutschen, bald aber gesellten sich zu ihm auch einige Molokaner—Voronin, Pawlow, Massajew und Leuschkin, die gleichfalls viel zur Verbreitung des Baptismus, besonders unter den Molokanern, beigetragen haben. Die ersteren zwei wurden freilich verschiedener Antriebe wegen aus dem Lande verwiesen, durften aber im Jahre 1891 wieder zurückkehren. Bald darauf setzte dann bekanntlich die allgemeine Verfolgung der Baptisten ein und wurden alle oben erwähnten Anhänger der baptistischen Lehre, darunter auch Kalweit verschickt. Im Jahre 1900 wurde ihnen gestattet, wieder an ihren Wirkungsort zurückzukehren, wo sie bis auf diesen Tag an ihrem begonnenen Werke ungehindert weiter arbeiten durften. Da nun die baptistische Gemeinde gegenwärtig eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern aufzuweisen hat und Kalweit dabei all' die Jahre hindurch nicht nur gepredigt, sondern auch im Sinne der christlichen Lehre gehandelt hat, so kann es nicht wundernehmen, wenn der Jubilar von seinen Glaubensgenossen als wahrer Glaubensheld gefeiert worden ist. Am Festtage war der Betsaal überfüllt; viele konnten in ihm keinen Platz finden. Um 6 Uhr abends betrat Kalweit mit dem Küster der Gemeinde Massajew die Empore, von wo er in kurzen Worten den Lebenslauf und die Tätigkeit des Jubilars schilderte, worauf letzterem eine Bibel mit entsprechender Aufschrift zur Erinnerung an diesen Tag überreicht wurde. Nach einer kurzen Andacht hatte man Tee serviert und während dieser eingenommen wurde, folgten noch einige Reden, die dem Ereignis des Tages angemessen waren. Die Festlichkeit dauerte bis 11 Uhr nachts.

— Mordanschlag auf den Chef der Schutzabteilung. Am 28. Mai, um 2 1/2 Uhr nachm., wurde Rittmeister Karanlow an der Ecke der katholischen Straße und des Armen-Bazars durch einen Revolvererschuss an der Wange verwundet. Rittmeister Karanlow kehrte in einem Mietwagen vom Hause des Erarchen zurück, wohin er sich zur Unternehmung der schrecklichen Mordtat begeben hatte. Auch der Droschkentritscher erhielt einen Schuss in die Hand.

— Ferienkolonie in Manglis. Am 25. Mai fand im I tisl. Mädchengymnasium eine Sitzung statt, auf welcher man darüber beriet, wie die Mittel zum beständigen Unterhalt einer Ferienkolonie für unbemittelte, schwache Kinder in Manglis in dem von Frau Onossimow zu diesem Zweck gestifteten Landhause zu beschaffen wären. Das Landhaus ist in gutem Zustande und soeben erst remontriert worden. Zur Beschaffung des erforder-



derlichen Inventars wurden von der Spenderin noch 1000 Rbl. angewiesen. Auf Veranlassung des Kurators, G. Rudolf, sind von den Elternkomitees der hiesigen 5 Mädchengymnasien wohl bereits 1600 Rbl. gesammelt worden, aber diese Summe reicht nur zum Unterhalt der Kolonie für ein Jahr aus. In der Kolonie sollen 25 Schülerinnen, je 5 von jedem Gymnasium, Aufnahme finden. Die Wahl der Pensionärinnen wird den pädagogischen Konferenzen und den Elternkomitees der betreffenden Gymnasien überlassen. Mit der ständigen Verwaltung sollen von jedem Gymnasium je zwei Vertreter des Lehrpersonals und der Elternkomitees betraut werden. Die Schülerinnen sollen daselbst vollständig freie Pension erhalten. Gegenwärtig sucht der Kurator einen Fonds zu bilden, durch den der Unterhalt der Ferienkolonie für immer gesichert erschiene.

— **Dshulfa.** Von einer besonderen Kommission wurde die Dshulfa-Eisenbahnlinie besichtigt und dabei festgestellt, daß sich die Ausschüttungen an vielen Stellen bereits gesenkt haben und teilweise auseinandergeritten. Einige Distriktschefs machen darauf aufmerksam, daß nach den ersten größeren Regengüssen der Verkehr auf dieser Linie gänzlich abgebrochen werden müßte.

— **Nislowodsk.** Die bereits so vielbesprochene Quelle „Narsjan“ will sich dem Willen der Ingenieure nicht fügen. Wie der „Terel“ mitteilt, bildete sich am 13. Mai an der Quelle des Brunnens ein neuer Spalt, durch welchen das kostbare Wasser entweicht, so daß der Brunnen fast leer wird. Der Chef der Verwaltung der kaukasischen Badeorte Tilitshesjew berichtete wohl an das Departement für Bergbau, daß die Lage nicht hoffnungslos sei, doch verhält sich das Departement zu dieser Voraussetzung skeptisch. Die Zeitung „Kaspi“ teilt ergänzend mit, daß die Oktoberistenfraktion der Reichsduma diesbezüglich, sowie wegen sonstiger Mängel der kaukasischen Kurorte eine Interpellation einbringen wolle.

— **Kordl. Kaukasus.** Behufs Ermittlung der Ursachen der Fleckentypheusepidemie in den Gebieten Terel und Kuban ist auf Allerhöchsten Befehl der Leibmedikus Bertenson hierher abkommandiert worden.

Aus den Kolonien.

Katharinenfeld (Transkaukasien), d. 25. Mai. Die schwere Arbeitszeit hat bei uns bereits begonnen. Die aufgehende Sonne trifft alle arbeitsfähigen Hände schon tätig an und schaut ihnen zu bei verschiedenartiger Arbeit im Garten, den ganzen Tag bis zu ihrem Untergang. Fleiß und Ausdauer in der Arbeit gehören wohl zu den schönsten Tugenden der Katharinenfelder. Freudig, hoffnungsvoll und unermüdblich sind sie bei ihrer Hantierung trotz häufigen Hagels, gefährlicher Sauerwürmer (dieses Jahr sind sie übrigens noch nicht aufgetaucht) und fabelhaft billiger Weinpreise (eben 60—70 Kop. pro Eimer). In jedem Berufe, und in der Landwirtschaft ganz besonders, sind Fleiß und Ausdauer zwar wichtige Faktoren, aber sie allein reichen in unserer vorgerückten Zeit nicht mehr aus. Werden z. B. in Katharinenfeld im Durchschnitt etwa 1000 Eimer Wein von einer Dessjatine geerntet, so hat man schon eine schöne Weinteufe. In Frankreich erntet man dagegen bis 3500 und noch mehr Eimer Wein von eben so vielem Gartenland. Um solche Masse Wein produzieren zu können, gehören außer Fleiß noch umfassende theoretische Kenntnisse im Weinbau

dazu. Theorie befruchtet die praktische Arbeit in zweifacher Weise und verleiht ihr zugleich mehr Sinn und Zweckmäßigkeit. Sollte jeder Bauer ein denkender und wenigstens etwas theoretisch gebildeter Landwirt sein. Ohne Theorie bleibt man das ganze Leben hindurch ein praktischer Stämper, den man mit einem Vogel mit beschnittenen Flügeln vergleichen kann. Und zu solchen Stämpfern gehören auch wir Katharinenfelder. Oder etwa nicht? Wie aus obigem zu ersehen ist, steht die Kultur des Rebstockes in Frankreich auf höherer Stufe als bei uns, weil uns eben das Wissen einer rationelleren Behandlung dieses Gewächses fehlt. Von Obstbau und Obstverwertung, wie es die moderne Wissenschaft lehrt, haben wir keine Ahnung, während dieser landwirtschaftliche Zweig für uns eine bedeutende Einnahmequelle sein könnte. Ebenjowenig verstehen wir von Gradkultur und guter Viehzucht, was alles nicht zu unterschätzen wäre. Und woher die sich so viele beklagen? All das Worsche und Faule in unserem ganzen Wirtschaftsweisen entspringt viel weniger aus dem Mangel an gutem Willen, als aus dem Mangel an den nötigen Kenntnissen. Jeder sollte die tüchtigsten Kenntnisse auf dem Gebiete seines Berufes besitzen. Sechs Jahre gehen unsere Kinder in die Schule, lernen manches aus der Weltgeschichte, Geographie usw., was lernen sie aber aus der Landwirtschaft, von welcher sie sich doch später ernähren werden? Nichts! Das finde ich nicht richtig. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß Geschichte und Geographie nicht nötig wären, aber ich meine, man müßte das eine tun und das andere nicht lassen. Auch verlange ich nicht, daß die Landwirtschaft als Lehrgegenstand in unsere Schule eingeführt werden sollte: dazu wären vor allem die Kinder viel zu unreif. Rein nach Beendigung der zweiklassigen Schule sollten die Abgehenden noch eine landwirtschaftliche Schule durchmachen und dann erst—nach solcher Vorbereitung—ins praktische Leben eintreten. Aber nur wenige haben die Möglichkeit, ihre Söhne in eine solche Anstalt im In- oder Auslande zu schicken. Auch würde ein so geringer Teil besser geschulter Katharinenfelder kaum einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung unserer Kolonie überhaupt ausüben. Die bessere Bildung muß Gemeingut für alle werden. Das erreichen wir nur, wenn wir eine eigene Fortbildungsschule und zwar eine landwirtschaftliche errichten. Ich denke mir diese Schule in kleinerem Maßstabe, unseren Verhältnissen angepaßt, mit zweijährigem Kursus, in welcher auch die allgemein bildenden Fächer zu ihrem Rechte kämen. Auch die Mädchen müßten diese Schule besuchen. Statt des speziellen Fachs der Landwirtschaft sollten sie sich mit der Hauswirtschaft näher bekannt machen, denn auch dieses Gebiet ist bei uns mit einer chinesischen Manier von Groß- und Urgroßmutter's Methode umgeben. Eine solche Anstalt würde unsere ganze Hantierung allseitig und durchgreifend beeinflussen. Doch für eine solche Schule ist die erste Bedingung — ein geeignetes, gutes Grundstück zu haben. Im nächsten Herbst wird der neue Kanal vollendet. Dadurch gewinnen wir weitere 250 — 300 Dess. Bewässerungsland. Das Land wird sofort neu und für immer verteilt. Es wäre nun für Katharinenfeld wirklich eine Kleinigkeit, einen kleinen Teil davon für die zu gründende landwirtschaftliche Schule abzufordern und zwar so, daß alle vier Landstücke jenseits des Flusses (die drei gelassen und das Kronland) dabei in Betracht kommen. Der Moment ist ent-



stehend. Weigert sich die Gemeinde dies zu tun, so kann man wohl bestimmt voraussagen, daß Karbarinenfeld schwerlich jemals eine solche Schule bekommen wird, denn das geeignete Land würde später nicht mehr vorhanden sein. Das wäre aber jammerliche und die Nachwelt würde uns diesen Fehler nicht verzeihen können. Schon eine Musterwirtschaft bei solcher Schule stets vor Augen zu haben, dabei ein Versuchsfeld, wo alle neueren Erfindungen der Wissenschaft auf ihren praktischen Wert hin für die örtlichen Verhältnisse geprüft würden, wäre unschätzbar. Denken wir jetzt noch an die Neblaus, die im Anzuge ist und die den Ruin unserer Kolonie herbeiführen kann, und zugleich an die Vorteile, die eine landwirtschaftliche Schule im Kampfe gegen diese Gefahr bringen könnte, so ist der große Nutzen einer solchen Anstalt unverkennbar. Das Land und das angelegte Kapital für dieses Unternehmen würden hundertfältige Zinsen tragen. Der Unterhalt einer solchen Anstalt könnte nicht besonders teuer zu stehen, da eine gut besetzte landwirtschaftliche Schule zum Teil ihren Unterhalt selbst bestreiten kann.

Am zweiten Tage der diesjährigen Schulprüfung (den 10. Mai) machte eine Gesellschaft von etwa 15 Mann, mit dem Herrn Pastor und den Gemeindevorstehern an der Spitze, einen Gang zur Besichtigung des Grundstückes am nördlichen Fuße des Georgis-Berges. Dasselbe wurde für das in Rede stehende kulturelle Unternehmen für gut befunden. Ich bin überzeugt, daß unsere Gemeinde dieser wichtigen Sache Verständnis und Sympathie entgegenbringt und ihren Kultursinn damit an den Tag legt, daß sie was dazu nötige Landstüd gewährt.

E. K.

Alexanderdorf (im nördl. Kaukasus), d. 23. N. In meinem Artikel in Nr. 48 der „K. P.“ Seite 9, Zeile 35, soll es heißen: ein Großvater, nicht kein Großvater und Zeile 47 nicht an jedem Wirtage, sondern an jedem Montage.

Joh. Schmid.

Die Lage in Indien.

England blickt wieder einmal mit ernstlicher Sorge, als es obnein jahraus, jahrein geschieht, auf Indien. Ob der Aufstand an der nordindischen Grenze etwas zu tun hat mit der allgemeinen Unzufriedenheit, von der im letzten Sommer so viel die Rede war, oder ob er seine besonderen Ursachen hat, bleibt, wie die „Wof. Nt.“ meint, dahingestellt. Aber es ist klar, daß jener auf diese und diese auf jenen in verhängnisvoller Weise zurückwirken kann, ja muß. Eben darum sollte und wird wohl angesichts der sich mehrenden Aufstände England sich energischer bemühen, die Quellen der allgemeinen Unzufriedenheit möglichst zu verstopfen. Die chronische Unzufriedenheit ist bedenklicher als ein akuter Ausbruch, wie der Aufstand der Mohmands, der mit mehr oder weniger Opfern schließlich niedergeworfen werden wird. Es ist um so mehr die Pflicht und das Interesse Englands, die Beseitigung der allgemeinen Unzufriedenheit anzustreben, als dazu nicht sonderlich große Opfer erforderlich sind.

Es ist eigentümlich und bezeichnend, daß nicht sowohl die indischen Fürsten, die doch durch England ihrer Macht verlustig gegangen sind, als vielmehr die Volksmassen und besonders die gebildeten Klassen, die durch England nach den verschiedensten Richtungen entschieden, namentlich auch ihre Bildung gewonnen haben, die Unzufriedenen sind. Dennoch ist diese Tatsache, son-

derbar wie sie erscheint, sehr wohl erklärlich. Die indischen Fürsten, deren politischer Horizont ja naturgemäß als der der indischen Massen, wissen sehr wohl, daß die Ausschüttelung des englischen Joches nur unaufhörliche innere Kriege und durch diese das Joch irgend einer anderen oder auch mehrerer anderen Mächte zur Folge haben würde. England mag nicht alles für Indien getan haben, was es vielleicht hätte tun können und sollen, aber es hat — das wissen die indischen Fürsten am besten — Indien vor grausamen Bürgerkriegen bewahrt, durch allerlei Mittel das Land der Kultur erschlossen die Hungersnöte und Seuchen wenigstens etwas gemindert und gemildert, und ganz besonders Recht und Gesetz zur Anerkennung gebracht. Wer da glaubt, daß in hygienischer Beziehung und zur wirtschaftlichen Hebung noch sehr viel mehr hätte geschehen können, der vergißt die gewaltige Ausdehnung und das Klima des Landes, die kolossale Bevölkerung und deren Indolenz, sowie mannigfache Urteile in Rechnung zu stellen. Und noch vieles andere. Der Klassenstolz der Engländer ist bekanntermaßen sehr groß und einer Annäherung hinderlich. Aber noch weit tiefergründiger ist der Klassenstolz der Hindus, der fast jede Annäherung unmöglich macht. Die Massen in Indien kümmern sich um Politik nicht im geringsten; ihr ganzes Weh und Ach ist aus einem Punkte zu kurieren, nämlich durch eine wenn auch noch so geringe Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage. Indessen wissen wir ja zur Genüge, wie schwer eine solche selbst in viel kleineren Ländern mit gebildeter Bevölkerung und besseren wirtschaftlichen Bedingungen durchzuführen ist.

Am bedenklichsten ist die Unzufriedenheit der europäisch gebildeten Klassen, die nicht nur den Druck der Fremdherrschaft mehr fühlen, bitterer die Schmach empfinden, daß ein, allerdings aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetztes Volk von 300 Millionen Menschen von einer Handvoll Fremder beherrscht wird, sondern die auch die Bedeutung der japanischen Triumphe mehr einsehen und deren Nationalitätsbewußtsein durch die Erfolge Japans mehr gekräftigt worden ist. Diese gebildeten Hindus zu befriedigen, die trotz aller, oft sehr bedeutender, Kenntnisse und Talente nicht zu höheren Ämtern gelangen, muß in erster Reihe das Ziel der englischen Regierung sein.

Begreiflicherweise sind alle möglichen großen und kleinen Mittel von Indern wie von Engländern vorgeschlagen worden, um die der englischen Herrschaft von der allgemeinen Unzufriedenheit drohende Gefahr zu beseitigen oder wenigstens abzu- schwächen. Einer dieser Vorschläge geht dahin, daß ein Mitglied des englischen Königshauses in Indien seinen dauernden Aufenthalt, etwa bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre, nehmen solle. Das würde, meint man, mehr an die Phantasie des indischen Volkes appellieren, manche Unebenheiten ausgleichen, die Klassenunterschiede überbrücken usw. Die Fürsten würden sich lieber einem königlichen Sproß, der dauernd unter ihnen weilt, unterordnen, als einem etwa alle fünf Jahre wechselnden Parteipolitiker. Die indischen Massen haben aber geradezu das Bedürfnis, beherrscht zu werden, und sie glauben noch mehr an einen Herrscher von Gottes als von Parlaments Gnaden. In dieser Beziehung sind sie gleich anderen Asiaten noch wenig modernisiert. Nicht ein politischer Vizekönig, sondern ein unpolitischer Regent solle Indien regieren. Denn, so meinen viele, ein solcher von politischen Parteiverhältnissen nicht abhängiger Regent, der dauernd im Lande bleibt, würde die ernstesten Män-



ner Indiens an sich ziehen und sich an die Spitze aller sozialen, wirtschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen stellen und dadurch die sich bestehenden Rassen, Religionen, Kulturen, Kasten, Parteien usw. verschmelzen. Von den englischen Beamten wird vor allem verlangt, daß sie sich mehr mit der Geschichte, den ethnographischen und sprachlichen Eigentümlichkeiten des Landes beschäftigen sollen, um so die Eingeborenen besser verstehen und sich demgemäß auch mit ihnen besser verständigen zu können. Es muß als ein Glück sowohl für die Engländer als für die Inder angesehen werden, daß augenblicklich ein Mann wie John Morley an der Spitze des indischen Amtes steht. Ja, um dieses ihm sehr am Herzen liegende Amt weiter verwalten zu können, hat John Morley zugestimmt, ins Oberhaus versetzt zu werden. Das war für ihn ein wirkliches Opfer. Morley ist gleichzeitig Philosoph und Staatsmann, der, wie er im letzten Sommer gezeigt hat, nötigenfalls fest zugreifen versteht. Er hat die indischen Angelegenheiten mit Ernst, Fleiß und vor allem auch mit Sympathie zu seinem Studium gemacht. Nach seiner Ansicht ist die Überzentralisation eine Hauptquelle der Unzufriedenheit. Denn gerade die Hindus sind besonders empfänglich für ein mehr persönliches Regiment, im Gegensatz zu dem jetzigen mechanischen und seelenlosen bürokratischen. Morley will die Schrauben und Nägel der anglo-indischen Staatsmaschine etwas lockern und so das den Hindus unsympathische gar zu straffe Regiment in ein elastisches, dezentralisiertes verwandeln. Er hat einmal auch die Errichtung eines allerdings nur beratenden, indischen Notabelrats vorgeschlagen, durch den die Regierung einerseits die Ansichten unabhängiger Männer in Erfahrung bringen und andererseits über ihre eigenen wirklichen Absichten und Handlungen authentische Kenntnis verbreiten soll. Auch in den indischen Rat will er ein oder zwei Eingeborene berufen.

Die Absichten Morleys werden am besten charakterisiert durch den bis zu einem gewissen Grade auch für unsere Kolonialabteilung beachtenswerten Schluß seiner am 6. Juni 1907 im Unterhause gehaltenen Rede. „Der indische Asiate“, sagte er, „ist ein Mann von sehr lebhafter und verschiedenartiger Empfänglichkeit, der eine große Tradition seiner eigenen Kultur besitzt. Wir sind verpflichtet, ihn mit derselben Achtung, Güte und Sympathie zu behandeln, mit der wir selbst behandelt zu werden wünschen. Ich habe vor kurzem einen Brief General Gordons an einen meiner Freunde zu Gesicht bekommen. Es heißt darin: „Um Menschen zu regieren, gibt es nur einen Weg, und der ist ewig wahr. Man muß sich in ihre Lage versetzen, ihre Empfindungen sich klar zu machen versuchen. Das ist das wahre Regierungsgeheimnis.“ Das ist nicht nur ein großes sittliches, sondern auch ein großes politisches Gesetz, und ich hoffe, daß es in allem, was wir tun, nicht vergessen werden wird.“

Vom Deutschtum in Amerika.

In der kürzlich erschienenen zweiten vermehrten Auflage eines bemerkenswerten Büchleins „Die Verkehrssprache der Erde“ von Dr. Franz Winterstein, schreibt die „Post“, findet sich unter anderem der Stand des Deutschtums in Amerika, nach den jüngsten Feststellungen zusammengefaßt, beschrieben. Die Ergebnisse der Feststellungen Dr. Wintersteins sind sehr interessant. Wenig maßgebend für die Beurteilung der nationalen Stärke-

verhältnisse in Amerika oder auch nur in Nordamerika ist der Stand der Dinge in Kanada. Deutsche sind reich im Gebiet der großen Seen. Entscheidend für die Gesamtbeurteilung sind die Vereinigten Staaten. Hier tönen durch das herrschende Englisch überall die deutschen Laute hindurch, und das Deutsche macht stellenweise noch Fortschritte, zwar nicht auf Kosten des Englischen, wohl aber des zurückgehenden Französischen. In St. Louis spricht Deutsch fast die Hälfte der Einwohner, in Pennsylvania sogar der größere Teil, hier allerdings mit Englisch gemischt, das eigenartige sogenannte Pennsylvania-Deutsch. In Wisconsin haben ganze Bezirke eine rein deutsche, fast nur Deutsch sprechende Bevölkerung. Friedricksburg in Westexas ist deutsch. Die Umgegend wird Klein-Deutschland genannt; dort verstehen selbst Neger und Mexikaner unsere Sprache. Nord-Illinois und das angrenzende Milwaukee werden ebenfalls fast nur von Bürgern deutscher Abkunft bewohnt; als deutschsprechend wurden in Milwaukee 135 000 oder 66 pZt. der Stadtbewölkerung gezählt. Dieses Verhältnis prägt sich schon darin aus, daß es dort Geschäfte gibt, deren Inhaber bekannt machen, daß bei ihnen auch Englisch gesprochen wird. In den letzten Jahren hat allerdings das Englische ziemlich starke Fortschritte gemacht. Chicago zählt über eine Drittel Million Einwohner deutscher Herkunft, New-York sogar etwa drei Viertel Millionen. Damit ist es die drittgrößte deutsche Stadt nach Berlin und Hamburg.*) Fast geschlossen, in ganzen Stadtvierteln, im Osten der Stadt, wohnen da Deutsche, Juden und Italiener. Diese Absonderung findet man auch sonst noch in der Union. Stark vertreten ist das Deutschtum im ganzen Nordosten, in dem großen Gebiet zwischen St. Louis, Cincinnati, Washington, New-York, Boston, Buffalo, Detroit, St. Paul, Indiana und Topeka, hauptsächlich in acht Staaten, in denen es 8 bis 15 pZt. der Bevölkerung ausmacht. In acht weiteren Staaten ist es mit 3 bis 7 pZt. vertreten.

Fast an jedem bedeutenderen Orte des Miesenstaates erscheint mindestens eine deutsche Zeitung, im ganzen rund 740 an der Zahl, die sich aber im Rückgange befinden, weil die aus Deutschland eingewanderten Leser immer mehr aussterben, ihre Nachkommen aber englische Zeitungen bevorzugen. Andere nicht-englische Blätter gibt es dort insgesamt nur etwa 450, und noch dazu von weit geringerer Bedeutung.

Bezeichnend ist, daß in New-York ein Anglo-Amerikaner, Professor Tombo, öffentlich geäußert hat, die deutsche Sprache müsse Gemeingut des amerikanischen Volkes werden. Eine praktische Folgerung daraus haben die Regierungen der fünf mittelatlantischen Staaten gezogen, indem sie bei der Bundesregierung beantragten, daß an sämtlichen staatlichen Lehranstalten der Union Deutsch pflichtmäßig gelehrt werden solle.

In den vielen Staaten des übrigen Amerika ist die Lage des Deutschtums und die Verbreitung deutscher Sprache ungleich verschieden. Die feine Welt in ganz Mittel- und Südamerika bevorzugt Französisch, im Großhandel aber machen Englisch und auch Deutsch gute Fortschritte. Im übrigen beherrschen Spanisch und Portugiesisch den Verkehr im Großen. In Venezuela gibt es viele deutsche Ingenieure; der deutsche Kaufmann ist Herr des Zwischenhandels und er hat es durch sein selbstbewußtes deutsches Auftreten erreicht, daß die Kenntnis un-

*) Wien nicht mitgerechnet.



jetzer Sprache ziemlich verbreitet ist. In La Guayra z. B. kann man sich auf Deutsch mit vielen Weißen verständlich machen. Deutschel Handel und Ackerbau nehmen eine wichtige Stelle ein in Paraguay und Argentinien, noch mehr aber in Chile und Südbrasilien. Der argentinische Warenhandel ist vorwiegend deutsch und französisch. In Uruguay teilen sich ebenfalls Deutschland und Frankreich in den Handelsverkehr. An erster Stelle stehen wie in Chile mit 120 deutschen Handelshäusern und 84 Millionen Mark Kapital. Das Land bei Arauco und Concepcion und zwischen Puerto Montt und Valdivia besitzt außerdem viele deutsche ländliche Ansiedlungen; Valdivia, Puerto Montt und Osorno sind sogar zu zwei Dritteln deutsche Städte. Unsere Volksgenossen sind aber dort noch bedeutender durch ihr Ansehen und ihren Einfluß nicht nur im Handel, sondern auch in wichtigen öffentlichen Stellungen. So ist Deutsch in Süd-Chile zur zweiten Landessprache geworden. Erfreulich und vorbildlich für viele andere Deutsche ist es auch, daß unsere dortigen Volksgenossen von den anderen Rassen sich streng absondern, namentlich beim Heiraten.

Große und steigende Bedeutung besitzt auch das Deutschtum in Brasilien, vor allem in den südlichen Provinzen, dem besten Gebiet für deutsche Auswanderer. Dort bilden die Deutschen mit 250 000 Seelen zahlenmäßig ein Drittel der Bevölkerung, aber an Einfluß sind sie maßgebend, trotzdem die Regierung dagegen arbeitet. Es wird im Verkehr fast nur Deutsch gesprochen, selbst von den Portugiesen, Italienern und Polen. Auch in der Landeshauptstadt Rio de Janeiro und sonst ist unsere Stellung nicht unbedeutend, während die englische Sprache kaum ihren Stand behauptet und die französische zurückgeht.

Die Feindschaft Chinas gegen Japan*).

Die Spannungen im fernen Osten wollen immer noch nicht zur Ruhe kommen. Die brieflichen Nachrichten aus China und Ostibirien zeugen in jeder Zeile von der nicht allein fortdauernden, sondern sich auch rasch vergrößernden Feindschaft der Chinesen gegen Japan.

Diese Feindseligkeit hat Formen angenommen, schreibt die „Neue Züricher Zeitung“, welche nur auf dem Boden eines außerordentlich geschärften Selbstgefühls erwachsen konnten. Jeder, der mit Verständnis die Dinge auf der östlichen Erdballhälfte verfolgen will, wird sich diese Wandlung einprägen müssen. Der bis dahin national so gleichgültige Chinese, der als einfacher Mann nicht über seinen Familienstammbaum und seine Dorfgemeinschaft hinaus denken wollte, hat sich zu einem Gemeinschaftsempfinden sehr fester Natur emporgeschwungen, das sich wirksam auf das ganze Gebiet des Reiches auszudehnen beginnt. Damit schlägt der Staatsgedanke und das Gefühl der Staatszugehörigkeit erstmals merklich Wurzel im Chinesentum.

Der Boykott gegen Amerika vor zwei Jahren ließ schon diese Entwicklung leise voraussehen. Was heute sich als Boykott gegen alle Wirtschaftsbeziehungen zu Japan abspielt, zeugt für eine zielichere Waffe von außerordentlicher Schärfe, die der Chinese zu führen gelernt hat. Für die außerordentliche Disziplin, welche immerhalb aller wirtschaftlichen Verbände der Chinesen seit jeher herrschte, spricht der Umstand, daß keine einzige Ausdehnung stattgefunden hat, welche der japanischen Regie-

rung eine Handhabe zur Einmischung, der eigener Zwang zum Einschreiten gegeben hätte. Das heißt, daß die große Erregung, die sich in großen Versammlungen Luft machte und alle Volksschichten, nicht zuletzt auch die Weiber ergriff, nirgends zu einer Verletzung japanischen Eigentums oder zur Beschimpfung des japanischen Wappens gekommen. Wo japanische Waren verbrannt wurden, da geschah es spontan, während großer Volksversammlungen, wo jeder sich vom Leibe riß, was er an japanischem Zeug an sich hatte, oder die feineren chinesischen Kaufleute ließen ihre Warenhäuser von japanischen Artikeln reinigen und sie verbrennen. In jedem Falle handelte es sich um wohlverworbenes chinesisches Eigentum an japanischen Produkten; und völkerrechtlich läßt sich schwerlich ein stichhaltiger Vorwand zum Vorgehen finden für Japans Rache. So lange sich der Verruf in peinlich gewachten Grenzen privatwirtschaftlicher und privatrechtlicher Beziehungen hält, bleibt Japan tatsächlich machtlos. Denn wenn chinesische Händler sich weigern, ihre Waren auf japanische Schiffe zu verladen, oder die Bankiersinnungen aller südchinesischen Plätze keine Anweisungen auf japanische Korrespondenten mehr verkaufen und ihr Guthaben in Japan zurückziehen, solange kann selbst beim besten Willen die chinesische Regierung die Schläge nicht auffangen, die den japanischen, ohnehin dünn gespickten Geldbeutel hageldicht treffen.

Daß Japan, bereits durch eine schwere Wirtschaftskrise arg mitgenommen, vor Wut schäumt, kann man sich denken! Seine Schiffe laufen leer längs der chinesischen Küste, deren Verkehr die Japaner schon völlig von den Europäern erobert zu haben glaubten. Die unverkäuflichen Waren sammeln sich in den Exporthäfen an, die Geldklemme wird immer größer. Dennoch steht das militärisch mächtige und gestützte Japan sich ohnmächtig gegenüber den friedfertigen Kampfmitteln, welche eine durch japanische Brutalität schwer beleidigte Bevölkerung ohne Zutun der Regierung zur Gegenwehr anwendet. Japan drohte immer unverblümt. Sein Gesandter Hayashi*) trat sogar mit der völkerrechtlich unhaltbaren Forderung hervor, er verlange Entschädigung für alle durch den Boykott verursachten Handelsverluste. Als ob eine Regierung ihre Untertanen zwingen könnte, Waren bestimmter Herkunft zu kaufen! Japan zeigt ohne dies nicht übel Lust, einen Krieg mit China vom Zaun zu brechen. Die Ankunft der Unionsflotte stärkt China zusehends den Rücken gegen japanische Übergriffe in der Mandchurie. Dort haben die Japaner den Bezirk Kiangang mit der strategisch wichtigen Insel Kando besetzt, sie widersehen sich dem Bau chinesischer Bahnen usw. Kurz, es liegt Kriegslust so wie so über dem Lande. Von China wäre zudem, nach einem heute noch nicht allzu schweren Sieg, eine reiche Beute an Gebietsamegien und an Geld zu erwarten, für Japan in seiner jetzigen Lage eine Lockspeise wie Speck für die Mäuse. Auch die furchtbare, über Japan hereingebrochene Geldklemme stürte bei einem China-Feldzug weniger, da einmal der Gegner schwächer ist, dann aber in den reichen Provinzen die Verpflegung sich in der Hauptsache leicht auf dem Requisitionsweg vollziehen lassen könnte.

Winnen fünf, sechs Jahren wird dies anders sein. Die Armeereform Chinas ist 1912 vollendet; 36 Divisionen ist kein Kinderpiel mehr, besonders bei den bis dahin verbesserten Verkehrswegen! Ein starkes China ist eine Friedensgarantie für

*) Nat. hierzu die Mitteilung im „Ausland“ der Nr. 48.—Die Nr. 6

*) Eben kommt die Meldung, Hayashi sei aus Peking abberufen. Vermutlich, weil er mit seinen Druckmitteln das erlaubte Maß überschritt.



den fernem Osten. Japan zu verehindern, in solches in seinem Entstehen zu zertrümmern, ist eine Pflicht der Großmächte. Amerika zeigt Japan heute deutlich genug, daß dies seine Auffassung ist; darin liegt auch der einzige Grund des japanischen Jögerns. Auch England mag in der Stille seine unzweideutigen Absichten dem Bundesgenossen zu Gemüte führen. Für England ist ein starkes China das Mittel, von dem japanischen Bündnis 1915 freizukommen, vor dem ihm jetzt schon im geheimen grauen mag.

Nähe und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege.

Abwehrtätigkeit des Organismus gegen Infektionen. Der Nestor der französischen Pathologen, Prof. E. Metschnikow aus Paris, der derzeitige Leiter des Pasteurischen Instituts, sprach im Berliner Theater der Urania, eingeladen vom Wissenschaftlichen Verein, vor einem sehr zahlreich erschienenen Publikum über die Abwehrtätigkeit des Organismus gegen Infektionen durch den von ihm zuerst (vor 40 Jahren) wissenschaftlich festgestellten Vorgang der sogenannten „Phagoocytose“. Der Gelehrte, übrigens der Typus des deutschen Professors, führt in sehr elegantem Deutsch, gleichsam für die Wahl seines Themas sich entschuldigend aus, die Medizin habe in den letzten 40 Jahren solche Fortschritte gemacht, daß sie sich heute ohne Scheu vor der Öffentlichkeit aussprechen könne, ohne sich, wie es früher geschah, hinter einer schwer verständlichen Terminologie zu verstecken.

Die meisten Krankheiten, so etwa führte Metschnikoff aus, heilen von selbst. Darum muß also der tierische wie der menschliche Organismus Abwehrkraft besitzen. Und diese besitzt er tatsächlich in den weißen Blutkörperchen, welche die Eigenschaft besitzen, in den Körper eingedrungene Mikroorganismen durch Hinwanderung nach der Eintrittsstelle einzuhüllen und gleichsam zu verdauen, aufzussessen; — daher der Name Phagoocysten = fressende Zellen. Die Leucoocysten, deren Identität mit den Eiterkörperchen festgestellt ist, sind amöboide Zellen, d. h. sie sind mit einer Eigenbewegung ausgestattet, vermittels deren sie, gleichsam gereizt durch den Eintritt von Giftstoffen in den Körper, aus den Blutgefäßen unter Verlassen der Gefäßwände durch deren Poren auswandern und zum Erkrankungsheerd hinziehen, um dort ihre bazillenvernichtende Tätigkeit zu entfalten. Hat man früher das Vorhandensein von Eiter bei einer Entzündung als von übler Vorbedeutung angesehen, so weiß man heute, daß, wo Entzündung ist, auch Leucoocysten sein müssen; wo die letzteren nicht sind, ist die Prognose ungünstiger. Der Tätigkeit der Phagoocysten, welche am gefäßlosen Tiere, dem Wasserfloh, Daphnie, demonstriert wird, und welche bis hinauf zum kompliziertesten Organismus des Säugetieres, des Menschen, immer dieselbe ist, verdanken wir einen gewissen Schutz gegen eine große Anzahl von Infektionen; wo die weißen Blutkörperchen der Bakterien Herr werden, indem sie diese verdauen, tritt Genesung ein, wo die Bakterien Herr werden, gehen die Leucoocysten und mit diesen der Organismus, das Leben, zugrunde.

Metschnikoffs Theorien sind modifiziert worden in erster Linie durch den Engländer Reid, der eine gewisse vorbereitende Tätigkeit der Obsonine annimmt, um den Zerstörungsakt der Leucoocysten zu erklären. Die Hauptsache ist dem Redner, daß heutzutage alle Autoren mit der Wichtigkeit seiner Theorie als

gegebener Tatsache rechnen. Die Therapie ist durch *Phagoocytose* bereits stark beeinflusst, man sucht durch *geübte Phagoocytose* Tätigkeit der Leucoocysten zu reizen, eine künstliche Phagoocytose hervorzurufen (Milulicz, Darreichung der Nucleinsäure; Bier, Stammungsmethode; Landerer, Jimsäurebehandlung der Tuberkulose u. a.).

In zweifelhäftiger Rede wußte Metschnikoff seine Zuhörer bis zum letzten Augenblick durch seine präzise Ausdrucksweise, durch vorzüglich gewählte Vergleichsbilder und durch lehrreiche Lichtbild-Demonstrationen zu fesseln.

Dr. W.

Literatur und Kunst.

W a r o.

Erzählung aus Imeretien von Arthur Veit.

(7. Fortsetzung.)

Es war unterdessen völlig Nacht geworden, aber am silberreinen Himmel stand der Vollmond und goß sein schwaches Licht auf die stille, wie im Schlummer daliegende Landschaft hernieder.

Als Waro in ihren Garten kam, trieb sie ein innerer Drang der Schlucht zu, doch bald blieb sie stehen und zauderte, weiter zu gehen. Sie fürchtete die leidenschaftliche Aufregung, in die sie es von neuem hieß, und alle Kraft sammelnd, ließ sie in ihre Hütte, verriegelte die Tür und warf sich aufs Bett nieder. Froh, den Drang ihres Herzens überwunden zu haben, lag sie da und gab sich Mühe, Kostom ganz zu vergessen, aber je mehr sie sich bemühte, desto weniger gelang es ihr.

„Gewiß schläft er noch nicht und wartet auf mich!“ dachte sie bei sich, und ihr Herz beschlich Schadenfreude. Es war ihr angenehm, ihm zeigen zu können, daß sie noch die Kraft besäße, ihn zu meiden oder sich wenigstens einen oder zwei Tage fern von ihm zu halten.

Eine halbe Stunde lag sie so da und labte sich an diesem Gedanken, ohne jedoch im Stande zu sein, die Sehnsucht ihres Herzens zu beschwichtigen. Sie stand also wieder auf, öffnete die Tür und ging hinaus. Rings umher herrschte tiefe Stille, durch die nur das Zirpen unzähliger Grillen hindurchtönte.

Waro stand eine Weile vor der Tür und lauschte, aber sie vernahm nichts als das Pochen ihres Herzens. Von Bangigkeit getrieben, ging sie in den Garten, und spähende Blicke umherwerfend, drang sie immer weiter vor, bis sie an den Rand der Schlucht unter den großen Aufbaum kam. Hier konnte sie ungeschrien stehen bleiben, denn dunkler Schatten lag unter dem Baum, während sie drüben das Haus Kostoms im hellen Mondschein vor sich sah. Kein Laut wahrzunehmen, alle schliefen im Hause. Während sie lauschte und voller Erwartung hinüber schaute, fing ihr Herz noch lauter zu pochen an, denn ein banges Leidgefühl erfüllte plötzlich ihre Brust.

„Er schläft ganz ruhig, und ich verache vor Sehnsucht,“ lächelte sie vor sich hin. „Seit zwei Tagen hat er mich nicht gesehen, und doch sucht er mich nicht!“

Mit schwerem Herzen ging sie zurück in ihre Hütte und nahm sich fest vor, ihn von nun an zu meiden. Seine Gleichgültigkeit kränkte sie so sehr, daß sie zu weinen anfang und fast bis zum Morgen schlaflos auf ihrem Bette lag.

Vier Tage vergingen, ohne daß Waro Kostom zu Gesicht bekam oder etwas von ihm erfuhr. Den Vorstag, ihn zu mei-



den, hatte sie bald wieder aufgegeben, jeder ihrer Gedanken galt nur ihm, und die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, quälte sie mehr und mehr mit jeder Stunde. Mehrere Male ging sie täglich unter den Aushbaum und schaute hinüber nach seinem Haus, aber er war und blieb unsichtbar.

Erst am Abend des vierten Tages zeigte er sich wieder, und so unerwartet war ihr sein Erscheinen, daß sie erschraf, als er an der Quelle hinter einem Felsen hervortrat.

„Wo warst Du, böser Mensch?“ rief sie ihm vorwurfsvoll zu und weigerte sich, ihm die Hand zu reichen.

„Zu Hause in Matbeti war ich,“ erwiderte er. „Ich mußte so plötzlich hinüber reiten, daß es mir unmöglich war, Dir etwas davon zu sagen. Es geschah am Tage und zu solcher Zeit kann ich es doch nicht wagen, Deinen Garten zu betreten.“

Die Freude, ihn wiederzusehen, war zu groß, als daß sie es vermocht hätte, ihm zu schweigen, und wie betäubt von Wonne stürzte sie an seine Brust, an der sie alle ihre Befürchtungen aushauchte. Noch mehr als früher, ließ sie sich jetzt von ihrer Leidenschaft hinreißen, Tag und Nacht dachte sie nur an Kostom und verlor immer mehr den Sinn für alles, was nicht ihn betraf.

Kosta hatte trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit, die er jetzt Waro gegenüber wieder an den Tag legte, seine früher, Harmlosigkeit verloren, und oft überfiel ihn eine Bangigkeit, die er sich nicht zu erklären vermochte. Wenn er mehrere Tage von Hause abwesend war, wurde er von Sehnsucht ergriffen, und doch fand er keine Freude, wenn er nach Hause kam und sehen mußte, daß Waro nicht mehr dieselbe war und immer mehr ihre frühere Heiterkeit verlor.

„Dich quält etwas,“ sagte er einmal zu ihr, worauf sie ihn anlächelte und, sich völlig unbefangen stellend, seine Vermutung von sich wies.

Er glaubte ihr, aber doch konnte er seine Bangigkeit nicht los werden, und oft war es ihm, als hätte sich auf sein und seines Weibes Leben eine Gewitterschule gelegt.

Seinem Versuche ging er wie früher mit unverändertem Eifer nach, und je mehr er Geld erwarb, desto mehr beschäftigte ihn sein Zukunftsplan. Mitunter erschien ihm zwar dieser Plan wie ein Traum, der nie in Erfüllung gehen könne, aber wenn er die Truhe öffnete und das Geld vor sich liegen sah, da schwanden seine Befürchtungen, er bekam neuen Mut und blickte mit Zuversicht in die Zukunft.

An einem Montag zog er, wie gewöhnlich, hinunter in die Oruben, belud dort seine Pferde mit Braunstein und zog dann mit mehreren seiner Nachbarn fort zur Eisenbahn. Alle waren guter Dinge und auch er nahm am allgemeinen Frohsinn teil und lachte und sang mit ihnen. Obgleich die Hitze groß war, so wehte ihnen doch ein frischer Wind entgegen, und so zogen sie munter im heitern Sonnenscheine weiter, bis sie in der Mittagsstunde in einem schattigen Walde Halt machten, um hier ihr Mittagbrot zu verzehren und ein wenig zu rasten.

„Jetzt seid ihr unsere Gäste,“ sagten Wano Bordseladje und Quarssab Keridje zu den anderen und packten aus ihren Luerfäden ihre Esvorräte aus.

„Und heut' abend wollen wir euch bewirten,“ erwiderten hierauf Kosta und Luta Gabaschwili.

Alle setzten sich ins Gras nieder, und Luta, den sie zum Vortrinker wählten, füllte sofort das Glas und trank auf das

Wohl Kostas.

„Warum soll ich denn der erste hier sein?“ bemerkte Kosta. „Ich bin ja nicht der Älteste und auch nicht der Reichste.“

„Der Älteste bist Du allerdings nicht, aber mehr als die anderen bedarfst Du jetzt der Glückwünsche guter Freunde.“

„Warum denn?“ fragte Kosta, jenen antwortend.

„Weil Du jetzt viel vorhast!“

„Ja, das ist allerdings wahr!“ entgegnete Kosta zufrieden.

„Ein neues Haus muß ich mir um jeden Preis bauen, diese Absicht gebe ich nicht auf!“

Als Kosta dieses sagte, zog sich Lutas Mund zu einem söhnlischen Lächeln zusammen, was jedoch jener nicht bemerkte, denn stets, wenn er sich seines Lieblingsplans erinnerte, versank er in Nachdenken und sah nichts von dem, was um ihn her vorging.

So entging ihm der Sinn von Lutas Worten, und ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen, trank er froh weiter und begleitete mit lauter Stimme den Gesang der anderen.

Auch als sie am Abend, schon auf der Rückkehr begriffen, wieder beisammen saßen, war Kosta guter Dinge, ja, er war es mehr als die anderen, und spottete über Luta, als dieser weder singen noch lachen wollte und schweigend seine Pfeife rauchte.

„Was hat sich Dir denn aufs Herz gelegt, daß Du so finster hin schaust?“ fragte er.

„Ach, lieber Freund, kann man denn immer singen und schäkern?“ entgegnete Luta. „Das ziemt sich wohl für Knaben, aber nicht für härtige Männer. Auch Dir steht dieses lustige Gesicht nicht gut.“

„Warum denn nicht?“ gab jener zur Antwort. „Man lebt ja nur einmal, und deshalb ist es eine Torheit, bei heiterem Wetter ein finstres Gesicht zu machen und die Sonne nicht ins Herz hineinscheinen zu lassen, es wird so wie so frühzeitig genug Nacht darin.“

„Ja, bei Dir wird es bald Nacht werden!“ dachte Luta bei sich und blies eine Rauchwolke vor sich hin.

„Nun, trink doch!“ redete ihm Quarssab zu. „Kosta hat ganz recht, wenn die Sonne scheint, soll man nicht an den Regen denken. Auf Dein Wohl, Luta!“

Alle stießen an und leerten ihre Gläser, worauf Quarssab wieder einschenkte.

„Jetzt sei Du der Vortrinker!“ sagte er, sich zu Luta wendend. „Auf unsere eigene Gesundheit haben wir schon genug getrunken, und unseren Weibern und Kindern soll es doch auch gut geben.“

„Ja, Du hast recht,“ entgegnete Luta, das Glas in die Hand nehmend. „Deine Frau, Quarssab, soll die erste sein! Ja, möge die Gottgesegnete noch lange Dich und Deine Kinder wie eine Sonne bescheinen, mögen die Rosen, die auf ihren Wangen blühen, erst verwelken, wenn Deine Kinder wie der Mond ihre Lebensfülle erreicht haben!“

„Ich danke, ich danke!“ gab Quarssab ernsthaft zur Antwort und verneigte sich.

„Und jetzt, lieber Kosta, auf das Wohl Deiner Waro,“ fuhr Luta fort. „Möge Dir Deine Maitrose noch lange erhalten bleiben, möge sie keinen falschen Pfad betreten und Dir nicht untreu werden!“

„Warum soll sie mir denn untreu werden?“ fragte Kosta



den Vortrinker finster anblickend.

„Ach meine ja nicht, daß sie es werden soll.“ erwiderte Luka verlegen. „Das, was ich gesagt habe, ist nur so eine Redensart.“

Kosta ließ die Entschuldigung gelten, aber er wurde feuerrot im Gesicht und verlor mit einemmal alle Heiterkeit. Um seine Aufregung zu verbergen, trank und sang er weiter, doch seine Stimme hatte ihren Klang verloren. Wie auf glühenden Kohlen sitzend, kämpfte er mit seiner Ungeduld und dachte nur an die Heimkehr. Die ganze Nacht über lag er schlaflos da, wälzte sich von einer Seite auf die andere, und als der Hahn zum zweitenmale krächte, stand er schon auf und weckte die anderen.

„Laß uns noch schlafen, es ist ja noch finstere Nacht!“ sagten jene und blieben liegen.

„Aber es wird gleich tagen,“ versicherte er sie. „Wenn wir jetzt aufbrechen, sind wir gegen Mittag zu Hause!“

„Wenn Du nicht schlafen kannst, so laß uns doch wenigstens schlafen!“ warf ihm Luka ärgerlich zu.

„Ach habe die ganze Nacht gut geschlafen, aber wenn ich einmal aufwache, muß ich auch aufstehen, das ist so meine Gewohnheit!“

„Was geht uns denn Deine Gewohnheit an?“ versetzte Luka noch ärgerlicher. „Wenn Du willst, so reite allein nach Hause, wir wollen noch etwas schlafen!“

Im ersten Augenblick war Kosta schon bereit, sich auf sein Pferd zu schwingen und fortzureiten, doch um sich Luka gegen über keine Blöße zu geben, blieb er. Dieser hätte ja sofort erkannt, warum er plötzlich solche Eile habe, und nur Schadensfreude über seine Unruhe empfunden. Das wollte er nicht, diese Freude gönnte er Luka nicht, und sich ganz gleichgültig stellend, zündete er seine Pfeife an und legte sich wieder nieder.

„Möge sie keinen falschen Pfad betreten und Dir nicht untreu werden!“

Diese Worte schwirrten ihm unaussprechlich im Ohr, und wenn er sie sich wiederholte, war ihm, als steche ihn etwas ins Herz.

Er hatte ja schon längst in Baros Benehmen und Stimmung eine Veränderung bemerkt und glaubte nun, die Ursache davon gefunden zu haben.

„Vielleicht hat sie den falschen Pfad schon betreten!“ jagte er in Gedanken und suchte sich ihr Bild zu vergegenwärtigen, aber es gelang ihm nicht. So unklar schwebte es ihm vor, als hätte er sie seit Jahr und Tag nicht gesehen. „Ja, ja, so ist es!“ murmelte er. „Warum wäre sie sonst so finster und unwillig gegen mich? Sie geht mit mir um, wie mit einem Fremden, und wenn ich ihr die Hand reiche, ist es mir, als wäre die ihrige von Holz. Wenn sie mit mir spricht, sieht sie mich nicht einmal an. Ja, sie will mir ihre Augen nicht zeigen, sie fürchtet sich davor. Ach, ich Büffel! In die Augen habe ich ihr schon lange nicht geschaut, und das ist doch die Hauptsache!“ setzte er hinzu und stand auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt.

Von Amundsens nächster Nordpolexpedition. Wie aus New York gemeldet wird, hat sich der norwegische Nordpolfahrer Kapitän Amundsen endgültig entschlossen, bei seiner näch-

sten Nordpolexpedition, die er bekanntlich im Jahre 1911 von San Francisco aus antreten will, fünfzig Polarhunde mitzunehmen, die er anstatt der Eskimobunde zum Ziehen der Schlitten über die großen Eisfelder des Nordens gebrauchen will. Die Dressur dieser Tiere ist, wie es weiter heißt, Herrn Karl Daacbed übertragen worden. Kapitän Amundsen sagte einem Vertreter der amerikanischen Presse, daß diese Bären ausnahmslos in Gefangenenschaft gezogene Tiere sein würden, und zwar werde man nur solche nehmen, die sich schon in der vierten oder fünften Generation in Dressur befänden. Da Bären außerordentlich stark sind, so wies es möglich sein, weit mehr Nahrungsmittel mitzunehmen, als bisher aufgeben konnte. Die Expedition soll für einen Aufenthalt von mehreren Jahren in den arktischen Regionen ausgerüstet werden. In San Francisco ist ein Schiff in Auftrag gegeben worden, das gleichzeitig unter Segel, Dampf oder elektrischer Kraft gehen kann.

Verbreitung der deutschen Sprache in der Welt. Unter den Sprachen, die auf der Erde am meisten gesprochen werden, nimmt nach den neuesten Feststellungen die deutsche Sprache die zweite Stelle ein; sie folgt unmittelbar hinter der englischen, deren sich 27 v. H. der Erdbevölkerung als gewöhnliches Ausdrucksmittel bedienen. Die deutsche Sprache wird von 16 v. H. der Menschheit, die französische von 14 v. H. gesprochen; ihr folgt dann das Russische, Arabische, Italienische. Nimmt man als Bevölkerung der Erde 1520 Millionen an, so sprechen also 243 Millionen Menschen Deutsch.

Das Deutschtum in Portland (Nordam.). Die nationale Organisation des Deutschtums der Verein. Staaten im Deutsch-Amerikanischen Nationalbund wird immer vollständiger. Jetzt berichten die „Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins“ aus Portland, daß sich dort ein Verband deutschsprechender Vereine organisiert hat, dem sich sämtliche deutschsprechenden Vereine und Logen, darunter ein österreichisch-ungarischer sowie vier Schweizer Vereine angeschlossen haben. Der Anschluß an den Deutsch-Amerikanischen Nationalbund ist beschloffen, und es soll sofort mit der Bildung eines Staatsverbandes von Oregon bezogen werden.

Die deutsch-evangelische Kirche in Kairo. Der Vorstand der evangelischen Kirchengemeinde in Kairo veröffentlicht eine längere Druckschrift, die genauen Aufschluß über die neuen Bauten der Kirche und Schule gibt. Die Arbeiten und Verhandlungen des letzten Jahres sind sorgfältig dargestellt. Die Kassenbilanz, die am 31. März abgeschlossen ist, zeigt, daß für die Neubauten bis zu dieser Zeit 21 710 Pf. St. Ägypt. *) verausgabt worden sind. Das neue Grundstück, auf dem vier Gebäude errichtet sind, erforderte insgesamt die Summe von 83 932 Pf. St. Ägypt. Für die Fertigstellung der vier Gebäude einschließlich sanitärer Anlage, Umfassungsmauern, Beleuchtung, Wasserversorgung usw. wird noch die Summe von 18 000 Pf. St. Ägypt. erforderlich sein. Rechnet man für den Bau der Kirche, der in etwa drei Jahren vollendet sein dürfte, noch 7—8000 Pf. St. Ägypt. hinzu, so bleibt zugunsten der Kirche ein Kapital von annähernd 40 000 Pf. St. Ägypt. Die evangelische Kirchengemeinde wird daher über ein Kapital von fast 1 Million Mark verfügen. Das Miethaus, in dessen unterem Stockwerk das deutsche Konsulat verlegt wird, hat 6000 Pf. St. Ägypt. ge-

*) 1 Pfund à 100 Baster=9 Abl. 50 Kop.



kostet, doch wird diese Summe reichlich aus den Mieten verzinst werden. Das Darlehen der Kirchengemeinde in Höhe von 30 000 M. das vor etwa drei Jahren aufgenommen werden mußte, ist zum Teil abbezahlt worden. Die Kesselschuld soll Ende 1908 zurückgezahlt werden. Als regelmäßige Beiträge sind im Laufe des Jahres 134 M. St. ägyptisch eingegangen. Hoffentlich zieht endlich in die deutsche Kolonie wieder die alte Eintracht, die früher hier geherrscht hat. Die ewige Streitsucht, hat für uns Deutsche im Auslande doch wahrlich keinen Wert. („Kölnische Ztg.“)

Ein interessanter archäologischer Fund ist kürzlich von einem Bauern in der Umgegend von Kossow a. D. gemacht worden. Er fand in einer Tiefe von 2 Faden mehrere Tonkrüge, einen Schädel und Menschenknochen, einen goldenen Kopfreifen und goldene Blättchen, Ueberbleibsel einer Krone oder eines Kranzes, einen ovalen Edelstein mit einem Loch in der Mitte und andere Gegenstände. Auf den Krügen befinden sich römische Aufschriften.

Das größte Geschäftsgebäude. Obgleich nicht gerade das höchste, denn es weist „nur“ zwanzig Stockwerke auf, ist das Hudson Terminal Building in New-York doch das größte Geschäftsgebäude der Welt. Es ist über der Mündung der soeben fertiggestellten Tunnels nach New Jersey errichtet und wird nicht weniger als zehntausend Mietparteien beherbergen, mithin täglich in den Geschäftsstunden manche Stadt an Bevölkerung übertreffen. Auf jeden „tenant“ mögen doch zum mindesten fünf Angestellte gerechnet werden—der Stahltruss, der auch dorthin zieht, hat Hunderte von Clerks, Stenographen usw.—, somit werden jeden Tag außer den Besuchern sechzigtausend Menschen ihre Schritte ins Hudson-Gebäude wenden. Um sie zu befördern, sind 52 Fahrstühle eingerichtet worden. Damit der Anzug ihrer Mieter ohne Zeitverlust oder Friction vor sich geht, hat die Hudson Company diese Aufgabe selber übernommen. Seit Wochen schon sind die Pläne dafür ausgearbeitet und beraten worden, und jetzt geht's an die Ausführung. Die Gesellschaft hat bis zum 1. Mai 2000 Möbelwagen nebst Verpackung gemietet und 9000 Leute angestellt. Um allen Störungen zu begegnen, hat die Polizeiverwaltung bis zur Beendigung des Anzugs eine besondere Abteilung der Verkehrspolizei mit der Ueberwachung des Straßenverkehrs in der Nachbarschaft des Gebäudes betraut.

Das schönste Mädchen von Wien. Man schreibt den „N. N.“: Die Wiener Modeausstellung hat zwei Schönheitskonkurrenzen veranstaltet. Aber nicht das schönste Gesicht, sondern das schönste Kleid erhielt den ersten Preis. Nun lockt die strahlende Maisonette die guten Wiener auf den Rablenberg zu den Schönheitskonkurrenzen. Ob es dabei auch immer ehrlich zugeht? Gibt es unbestrittene, durchaus anerkannte Schönheit? Wenn man den alten Chroniken glauben darf, lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Mädchen in Wien, das so unbegreiflich schön war und voller Armut, daß alle sich vor ihr verneigten, Bettler und Fürsten, Männer und Frauen. Sie war die Tochter eines Katschens und hieß Anna Brandstätter. „Wenn sie durch den Wald ging“, heißt es, „blieben die Ahe und Hirche stehen, um sie zu betrachten. Die Vögel hielten bewundernd im Flug inne und sangen nicht mehr trefel und wikel, sondern den Preis ihrer Schönheit. Die stummen Fische streckten aus ihren Gewässern ihre Köpfe empor, um die Allmacht Gottes zu preisen, die solch ein Meisterwerk geschaffen.“

Starker Schneefall in Petersburg wird unter dem 25. Mai von der „Pet. Tel. Ag.“ gemeldet. Die Dächer sind mit Schnee erglänzt in blendendem Weiß. Der Schnee wird in langen liegen.

Erdbeben in Jalta. In der Nacht zum 18. Mai wurden in Jalta vier unterirdische Stöße gespürt. Das Erdbeben dauerte von 1 Uhr 22 Min. nachts bis 4 Uhr 25 Min. morgens. Viele Einwohner verließen erschreckt die Häuser und kampierten im Freien. Namentlich im südwestlichen Teil der Stadt stürzte in vielen Häusern die Stukkatur herab. Die Telefonverbindung mit der Umgegend der Stadt hörte auf zu funktionieren.

Straßenbahnkatastrophe in Philadelphia. In Philadelphia hat sich ein schrecklicher Zusammenstoß von Straßenbahnen ereignet, wobei vier Personen den Tod erlitten und siebzig andere schwer verletzt wurden. Das Unglück entstand dadurch, daß ein mit Sonntagsausflüglern dicht besetzter Straßenbahnwagen eben die Fahrt von Germantown angetreten hatte, als die Bremse brach und der Wagen mit unwiderstehlicher Gewalt bergab raste. Männer, Frauen und Kinder darin machten verzweifelte Versuche, zu entkommen und kämpften schreiend um die Ausgänge an beiden Enden. Ehe jedoch jemand abspringen konnte, überholte der Wagen einen anderen vor ihm und zermalmte zwei junge Männer, die wegen der Menschenfülle in dem Wagen hinten angingen. Beide Wagen rasten weiter und krachten am Fuße des Abhanges gegen vier dort stehende Wagen, die sämtlich mit Ausflüglern dicht besetzt waren. Fünf der sechs Wagen wurden in Splitterwerk zertrümmert, 400 Passagiere lagen teils unter den Trümmern, teils weithin umhergeschleudert. Die zerdrückte Menschenmasse, die verzweifelt aus den Trümmern zu entkommen suchte, machte im Lichte der Dämmerung, die von fortwährenden Blitzen der elektrischen Kabel erhellt wurde, einen grauenhaften Eindruck. Die Polizei und Rettungsmannschaften zogen viele schrecklich zermalmt unter den Trümmern hervor. Vier Personen waren tot und siebzig schwer verletzt. Mindestens sechs davon liegen hoffnungslos daneben.

Die „Stadt des Todes“ hat ihre Schrecken verloren. Vor genau sechs Jahren wurde durch einen furchtbaren Vulkanausbruch St. Pierre auf der Insel Martinique vollständig in Schutt und Asche gelegt und viele tausend Menschen—vielleicht 20 000 bis 30 000—unter den Trümmern begraben. Neben diesem Orte wurde ein Bezirk von etwa 400 Quadrat-Kilometern verwüstet. Eine gewaltige tropische Vegetation bedeckt jetzt die Ruinen, so daß sie dem Seefahrer bei der Einfahrt in den Hafen vollständig verborgen sind. Nicht lange mehr werden aber die üppigen Tropengewächse dort blühen und gedeihen, denn St. Pierre wird wieder aufgebaut. Obgleich während mehrerer Jahre nach dem Ausbruch des Mont Pelée kein Mensch veranlaßt werden konnte, sich dort wieder niederzulassen, tut der schon erwähnte vorzügliche Hafen seine Wirkung: es steht schon wieder ein Hotel, mehrere Warenniederlagen wurden errichtet und 500 bis 800 Menschen haben sich wieder im Schatten des hin und wieder noch dumpf grollenden Vulkans niedergelassen. Andere folgen, namentlich diejenigen, welche dort Grundeigentümer waren und es natürlich noch sind. Eine Dampferlinie wird St. Pierre wieder regelmäßig anlaufen, andere dürften folgen. Auch sieht man schon wieder das sicherste Zeichen unserer Zivilisation: die Polizei. Einige Orte in der Umgegend von St. Pierre werden



auch wieder besiedelt, einer, Fonds St. Denis, hat sogar schon 1100 Einwohner.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Aufgeboten: zum 2. Mal: Basilij Snigirewsky, Eisenbahnbeamter, orth., mit Martha Stahl, Wwa; zum 2. Mal: Der Klavierfabrikant Gustav Dobry mit Pauline Bischof; zum 1. Mal: Konstantin Schabolskiy, Leutnant, orth., mit Elise Marie Kluge.

Gekauft: 1) Georg Alexander Woldekar von Nagel; 2) Valentine Kausberg.

Gestorben: 1) Wilhelm Lehnert, 30 J. hre alt.

Zustige Gde.

— **Wiener Deutch in Schangha.** Wie trefflich manchmal die deutsche Muttersprache im Ausland gedeiht, zeigt sich in folgender, einer Zeitung in Schangha aufgegebenen Geschäftsanzeige: „Dehtes (echtes) schwarz Rothen Brot und Koundtsche, Herdnin, milch Breitdin und Kloben. Kranze Kuchen, Butter, samt Torten, oster Eier, ales zum allen iestertage (alles für jeden Oftertag) frisch fun der. . . . Bäckerei und Conditorei.“

— **Sonnenuntergang.** Am Golf von Neapel findet sich eine Gruppe zusammen, um den Sonnenuntergang über dem Meere zu beobachten. Alles ist von dem großartigen Schauspiel hingerissen und schweigend folgt man dem niedertauchenden Sonnenball, bis er in den Fluten versunken ist. Nach dem noch wart keiner, durch einen Ausruf des Entzückens die Feier des Augenblicks zu hören. Lautlos will man auseinandergehen — da hört man die Stimme des Rentiers Masche aus Berlin: „Allens was recht is, im Sonnenuntergang sin se uns über.“

Briefkasten der Redaktion.

„Christhan in Seleneendorf. Ihr Schreiben kam, weil anonym, nicht berücksichtigt werden.

„Postkammerale“ in Seleneendorf. Desgleichen Ihr Schreiben.

Witterungs-Webersicht, nach Beobachtungen des Tifliser physikalischen Observatoriums.

Ma i 1908.	Luftdrnk. (Baromet.) mm.	Temperatur nach Celsius.			Nieder- schläge. mm.	
		Mittel.	Max.	Min.		
21. Mittwoch . .	726.9	16.4	23.1	9.9	1.6	Regen.
22. Donnerstag .	26.4	17.2	21.9	13.1		Deaner.
23. Freitag . . .	29.9	18.4	25.4	13.8	5.1	Regen.
24. Sonnabend .	30.3	17.5	23.6	12.6	1.3	"
25. Sonntag . . .	28.6	21.3	31.1	11.4		
26. Montag . . .	30.2	23.4	32.1	13.3		
27. Dienstag . .	29.5	25.6	32.7	15.3		} Nachts Tau.
28. Mittwoch . .	28.8	25.5	32.5	17.0		

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:
Arthur Leist.

Gesucht

wird ein deutsches Mädchen, das selbständig kochen kann. Lohn 15 Rbl.
Brauerei Dittrich.

Sommer-Fahrplan 1908

vom 18. April 1908 ab.

nach Tifliser Zeit gerechnet

Nach Petersburger und von nachstehend angegebenen Zeiten 38 H. abzuziehen

Nr. des Zuges.	Abg.	Anf.	Von Tiflis nach:		Nach Tiflis von:		Nr. des Zuges.
					Abg.	Anf.	
R. 74/75	12.53	11.19	Alexandropol.		8.57	6.26	R. 72/73
					6.28	4.28	G. 00/01
G. 78/79	11.48	10.51	Agtafa.		6.27	9.28	G. 11
					3.38	6.57	R. 3
Pa. 6	8.58	11.54	Bafu.		8.40	11.50	Pa. 5
					5.08	9.28	G. 11
G. 12	11.21	2.37	Batum.		12.06	6.57	R. 3
					6.22	11.50	Pa. 5
R. 4	10.36	1.47	Vorhon.		11.58	10.42	G. 2
					6.55	8.20	Pa. 6
Pa. 6	8.58	1.55	Eliabetsopol.		7.59	9.36	R. 4
					1.14	6.33	Pa. 7/8
G. 12	11.21	4.56	Griwan.		3.52	8.58	Pa. 9/10
					3.37	9.28	G. 11
R. 4	10.36	5.50	Kare.		12.24	6.57	R. 3
					5.31	11.50	Pa. 5
Pa. 6	8.58	3.09	Sfanbar.		12.56	6.26	Pa. 86
					10.25	4.28	G. 80/81
R. 74/75	12.53	2.40	Sfanbar.		12.56	6.26	Pa. 86
					10.25	4.28	G. 80/81
G. 78/79	11.48	6.05	Kare.		5.26	6.26	R. 72/73
					3.22	4.28	G. 80/81
R. 74/75	12.53	2.32	Sfanbar.		4.47	6.26	R. 72/73
					2.45	4.28	G. 80/81
G. 78/79	11.48	1.33	Sfanbar.		2.45	4.28	G. 80/81

Dr. Schindler-Barnays
„Marienbader Reduktions-Pillen“
gegen
Fettleibigkeit
u. als ausgez. Abführmittel.
Echte Verpackung in roten Schachteln mit Gebrauchsanweisung.
Verkauf in allen Apotheken u. Droguen-Handlungen. 59780 26-5

BITTEN AUSZUSCHNEIDEN!

**Eine Tasse
Cacao
Van Houten**

IST UNZWEIFELHAFT DAS BESTE UND NAHRHAFTESTE
FRÜHSTÜCK.
1 Pfund giebt 100 Tassen!

Zum Vergleiche beim Einkaufe des echten **VAN HOUTEN'S CACAO.**
Überall zu haben, doch vermeide man Nachahmungen.
Fabrikanten: C. J. Van Houten & Zoon, Weesp (Holland). **VAN HOUTEN'S CACAO.**
Hauptniederlage beim Handelshaus **HÖBERTH de SCHWARZTHAL u. Co. Odessa.**

BITTEN AUSZUSCHNEIDEN!

Baltische

— Frauen-Zeitschrift —

Vereinsorgan der deutschen Frauenverbände
im Baltikum und im weiten Ausland.

Abonnementspreis: für 12 Monatshefte: 5 Rubel jährl. mit
Zufendung.

Bestellungen und Geldtransferte sind zu adressieren:

Verlag und Redaktion—Elisbet Schüze

Riga (Aussland)—Albertstr. 5.

1—1

Werkzeuge

für Schmiede, Schreiner, Schlosser,
Klempner etc. sowie komplette Werkstatt-
Einzelnungen e m p f i e h t: Rheinische
Stahl- und Werkzeug-Industrie „De-
telerwerk“, Gustav Diermann jr. Rem-
scheid (Rheinland). 20—5

Weltverein.

Jedem möglich! Keine Aufnahmegebühr. Prospekte
gegen Einsendung einer 10 K.-Marke franko von
d. Zentrale d. Weltvereins, München, Auenstr. 64 I

Die Kaukasische

Pharmazeutische Handelsgesellschaft

in Tiflis, Hauptniederlage: Jewangulow-Str.

Einzerverkaufsgeschäfte: 1. Am Erivan-Platz,
2. Michaelstraße.

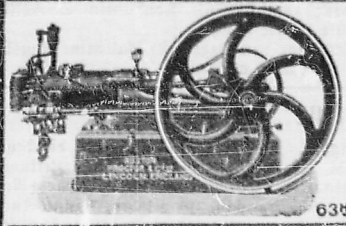
Zweiggeschäfte in Waku und Watum,

frisch erhalten: **Carbolineum Avenarius**

Preis für 1 Rub: 7 Rub. 20 Kop.

empfehlen ihr reichhaltiges Lager von
hauswirtschaftlichen Artikeln, allen mög-
lichen Apothekerwaren, chemischen Prä-
paraten und Toiletteartikeln. 00—11

STUCKEN & K^o



634

Baku

Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“

Dampfmaschinen, Dampfkessel,

Dreschmaschinen, Locomobilen,

Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,

Bewässerungspumpen,

Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,

Oel-, Heu- & Baumwollpressen,

Mühlen, Sägemühlen,

Reis-Reinigungs-Maschinen

„ENGELBERG“.

52—22

S. Zchwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpater Universitätsklinik.

Sprechstunden: Vorm. von 11—1 Uhr, Abends von 4—6 Uhr. Wera,
Olgastraße Nr. 31, Hans Saradschew. 0—18

Kein Balte,

zu Hause oder in der Fremde, sollte die „Baltische Tageszeitung“ ungelesen lassen. Erscheint täglich (außer Sonntags) am Nachmittag und wird mit den am gleichen Nachmittag abgehenden Postzügen versandt. Die kurze Zeit ihres Bestehens hat genügt, ihr eine Stelle zu verschaffen, welche sie als einen nicht unbedeutenden Faktor in der baltischen Tagesjournalistik erscheinen lässt.—Die „Baltische Tageszeitung“ ist mit Rücksicht auf Inhalt und Format—die billigste Zeitung der Ostsee-Provinzen. Trotz der Billigkeit (jährlich nur 7 Rub.) bringt die „Baltische Tageszeitung“ alles für einen Zeitungsleser Wissenswerte. Gediegenes Feuilleton. Probe-Abonnement auf 1 Monat: 70 Kop.—Das Abonnement kann jeden Tag begonnen werden. Jeder Abonnent hat Anspruch auf freie Inserate. Probenummern bereitwilligst und kostenfrei. Adresse: An die Expedition der „Baltischen Tageszeitung“, Mitau (Gouvern. Kurland) Rammengieser Str. 22.